30
675

Lat. o. 90

30.675

Fünfzig ausgewählte Briefe Seneca's an Lucilius.

Leipzig.

Druck und Verlag von Philipp Reclam jun.

Eigentum
der Stadt Bamberg
Gruppe:
Zahl:

Staatliche
Bibliothek
Bamberg

Vorwort.

Im vorigen Jahre hat die Universal-Bibliothek eine Auswahl von Seneca's philosophischen Schriften gebracht: Die Abhandlungen über die Gemütsruhe, über ein glückseliges Leben, über die Kürze des Lebens, über die Vorsehung, über den Zorn, und die Trostschriften an Helvia und an Marcia.

Hier folgt nun ein weiteres Bändchen, „fünfzig Briefe an Lucilius" enthaltend. Wir haben im Ganzen hundertvierundzwanzig solcher Briefe, die aber nicht alle gleich interessant sind; von den hier mitgeteilten „fünfzig Briefen" ist zu hoffen, daß kein Leser dieselben unbefriedigt aus der Hand legen werde. Sie sind ein Handbüchlein der Moralphilosophie. Die Abfassung dieser Briefe fällt in die spätere Lebenszeit Seneca's. Er hatte wohl von Anfang die Absicht, dieselben zu veröffentlichen, dennoch aber haben wir uns unter Lucilius nicht einen fingierten Freund zu denken, sondern einen wirklichen, einen hochgestellten Mann, welchen Seneca auffordert, aus dem Trubel des öffentlichen Lebens sich zum Studium der Philosophie zurückzuziehen.

Über Seneca's Leben und Lehre, sowie über sein vielbesprochenes Verhältnis zum Christentum verweise ich auf das genannte erste Bändchen dieser Übersetzung (Univ.-Bibl. Nr. 1847. 1848 u. 1849), sowie auf die Abhandlung von Professor Baur in Hilgenfelds Zeitschrift für wissenschaftliche Theologie I, 461 ff.

Von vorhandenen Übersetzungen ist mir nur die Sammlung von „Übersetzungen von römischen Prosaikern" bekannt, herausgegeben von Tafel, Osiander und Schwab (Stuttgart 1828 ff.); die „Briefe an Lucilius" sind von Pauly und Haakh übersetzt, die andern Schriften Seneca's von J. Moser. Ich habe diese Übersetzung zuweilen dankbar benutzt; wer aber in der Lage ist, zu vergleichen, wird finden, daß die

vorliegende Arbeit selbständig ist und eigentümlich. Ich durfte freier übersetzen, weil dieses Büchlein nicht für Gelehrte bestimmt ist, sondern für Laien, die, welchem Stande sie angehören mögen, gerne mit Erforschung der Wahrheit sich abgeben. Wer aus der Wahrheit ist, der hört ihre Stimme, mag ihr Herold Plato sein, oder Aristoteles, Cicero oder Seneca, Jakobus oder Paulus. Wer weise werden will, „prüft Alles und behält das Gute" (I. Thessal. 5, 21).

M.

Ausgewählte Briefe.

Erster Brief.

Mache es so, lieber Lucilius: rette Dich Dir selbst; sammle und behalte die Zeit, welche Dir bis jetzt entweder gestohlen und entzogen wurde, oder welche Dir entschlüpfte. Überzeuge Dich, daß ich recht habe, wenn ich sage: von unserer Zeit wird uns ein Teil geraubt, ein anderer entzogen, ein dritter fließt unvermerkt dahin. Am schlimmsten ist der Verlust, der aus Gleichgiltigkeit entsteht. Wenn Du Acht giebst, wirst Du finden: ein großer Teil des Lebens geht dahin, indem man Schlechtes thut, ein sehr großer, indem man nichts thut, das ganze Leben, indem man etwas Anderes thut, als man thun sollte. Kannst Du mir Einen zeigen, der die Zeit recht wert hält, der jeden Tag schätzt, der erkennt, daß er täglich dem Tode entgegengeht? Darin täuschen wir uns, daß wir den Tod immer nur vor uns sehen; ein großer Teil desselben liegt schon hinter uns; die ganze Zeit, die wir bisher durchlebten, hat der Tod schon. Mache es darum ganz so, wie Du schreibst, lieber Lucilius: halte jede Stunde fest; wenn Du das Heute recht ergreifst, so wirst Du von dem „Morgen" weniger abhängig sein. Indem man das Leben hinausschiebt, verrinnt es. Nichts gehört uns eigen, lieber Lucilius, nichts als die Zeit. Nur diesen einzigen, flüchtigen, leicht verlierbaren Besitz verlieh uns die Natur, und jeder, dem es irgend einfällt, will uns etwas davon rauben.

Und so thöricht ist der Mensch: Geringes, Wertloses, was in jedem Falle wieder erstattet werden kann, das läßt man sich, wenn man es empfängt, anrechnen, bekommt man aber Zeit, so hält man sich nicht für einen Schuldner, und doch kann gerade diese Gabe selbst der Dankbarste nicht zurückerstatten. — Vielleicht fragst Du, wie denn ich es mache, der ich da so belehre. Ich will es Dir offen gestehen: es ist bei mir, wie bei einem Manne, der zwar viel braucht, aber doch sorgfältig aufschreibt; ich führe Buch über meine Ausgaben. Ich kann nicht sagen, ich vergeude nichts, aber ich kann angeben, was ich verliere, warum und wie; ich kann Rechenschaft ablegen über meinen geringen Besitzstand. Es geht mir wie den Meisten, die unverschuldet in Mangel geraten sind: jedermann ist nachsichtig gegen mich, aber niemand giebt mir etwas. Was nun? Ich halte denjenigen nicht für arm, der sich genügen läßt an dem Wenigen, das er übrig hat. Du aber rette vor dem Verderben, was Du hast, und fange rechtzeitig an, es zu gebrauchen, denn unsere Alten hatten recht, wenn sie sagten: „Die Sparsamkeit kommt zu spät, wenn man schon auf der Neige ist." Der Bodensatz ist ja nur noch ein kleiner Rest und ein schlechter! —

Zweiter Brief.

Deine Briefe, und was ich von Dir höre, lassen mich von Dir Gutes hoffen; Du rennst nicht hin und her und regst Dich nicht auf durch den Wechsel des Aufenthalts. Solch unruhiges Wesen zeugt von krankem Gemüt. Für das Hauptmerkmal eines wohlgeordneten Geistes halte ich das, daß man ruhig bleiben und sich mit sich selber beschäftigen kann. Du wirst selber zugeben, daß das Lesen vieler Schriftsteller und der verschiedenartigsten Bücher vag und unstät macht. Bei bestimmten Geistern muß man verweilen und aus ihnen sich nähren, will man bleibenden Gewinn haben. Wer überall

herumschweift, ist nirgends recht daheim. Leute, die ihr Leben auf Reisen zubringen, haben wohl viele Gastfreunde, aber keinen wahren Freund. Ebenso muß es notwendigerweise denen gehen, welche sich mit keinem Geiste recht vertraut machen, sondern die flüchtig und eilig alles an sich vorüber gehen lassen. Eine Speise, die man kaum genossen, wieder von sich giebt, nützt dem Körper nicht und kann nicht anschlagen. Nichts ist für die Genesung hinderlicher, als ein oftmaliger Wechsel mit Arzneien; eine Wunde kann nicht heilen, wenn man immer an ihr herumexperimentiert. Eine Pflanze, die oft versetzt wird, erstarkt nicht; nichts, wäre es auch noch so edel, bringt Nutzen im Vorübergehen. Eine Menge von Büchern wirkt zerstreuend. Da Du doch nicht alles lesen kannst, was Du besitzen möchtest, so genügt es, so viel zu haben, als Du zu lesen vermagst. „Aber, sagst Du, ich möchte eben gerne bald in diesem Buche blättern, bald in jenem." Es beweist einen verwöhnten Gaumen, an vielem herumzunaschen; diese verschiedenen, ja entgegengesetzten Dinge nähren nicht, sie machen uns schlecht. Lies darum nur erprobt Gutes; gelüstet es Dich zuweilen, abzuschweifen, so kehre bald zu ersterem zurück. Nimm täglich etwas zur Hand, was Dich stark macht gegen Armut, Tod und sonstige Plagen. Hast Du vieles durchgegangen, so nimm einen Hauptgedanken heraus, um denselben recht zu verarbeiten. So mache ich es auch; von dem vielen, das ich lese, halte ich etwas fest. Heute habe ich ein gutes Wort bei Epikur gefunden; ich gehe nämlich auch in fremdes Lager, nicht als Überläufer, sondern als Kundschafter. Er sagt: „Um eine fröhliche Armut ist es eine schöne Sache." Jedoch, wenn die Armut fröhlich ist, so ist sie nicht mehr Armut. Wem es bei seiner Armut wohl ist, der ist reich. Arm ist nicht, wer wenig hat, sondern wer mehr begehrt. Was nützt es, viel in Kästen und Scheunen zu haben, viel Vieh weiden zu

lassen, oder viel Zins einzunehmen, wenn man dabei nach anderem trachtet, wenn man an das denkt, was man noch erwerben müsse, nicht an das, was man schon hat. „Wie viel soll ich denn besitzen," fragst Du. Erstens so viel, als nötig ist, und dann so viel, daß Du genug hast. —

Dritter Brief.

Du schreibst, Du sendest Deine Briefe an mich „durch einen Freund", fügst aber die Mahnung bei, ich möge mit demselben nicht alle Deine Angelegenheiten besprechen; Du thuest das selber nicht. Du sagst somit in demselben Schreiben, er sei Dein Freund, und er sei es nicht. Du hast wohl das Wort „Freund" nur als gewöhnliche Redensart gebraucht und ihn „guten Freund" genannt, wie man alle Kandidaten „wackere Männer" oder Begegnende „mein Herr" nennt, wenn Einem ihr Name nicht sogleich einfällt. In diesem Sinne kann man es hingehen lassen. Hältst Du aber jemand für einen Freund, und schenkst ihm nicht ebensoviel Zutrauen, wie Dir selbst, so bist Du irrig daran und kennst die volle Bedeutung wahrer Freundschaft nicht. Gehe mit einem Freunde zu Rat über alles, zuerst aber gehe zu Rat über ihn selbst. Ist der Freundschaftsbund geschlossen, so muß man trauen; vorher muß man prüfen. Wer der Vorschrift Theophrasts zuwider zuerst liebt und dann prüft und wenn er geprüft hat, nicht mehr liebt, der verkehrt die Ordnung der Dinge. Überlege es reiflich, ob Du jemand als Freund annehmen willst; hast Du ihn zum Freund gemacht, so schenke ihm Dein ganzes Herz und rede mit ihm so offen, wie mit Dir selbst. Lebe so, daß nichts vorkommt, was nicht auch Dein Feind wissen dürfte; doch weil es manches giebt, was man der Sitte gemäß geheim hält, so teile Deine Sorgen und Gedanken alle nur dem Freunde mit. Wenn Du ihn für zuverlässig hältst, so machst Du ihn dazu. Manche sind selber un-

redlich geworden, indem sie sich vor Unredlichkeiten fürchteten, und gaben so durch ihren Argwohn andern ein Recht, Unrecht zu thun. Warum soll ich in Gegenwart eines Freundes auch nur ein Wort zurückhalten, warum nicht glauben, ich sei allein, wenn nur er zugegen ist? Manche teilen solche Sachen, die man nur Freunden anvertrauen darf, jedem mit, der ihnen begegnet und entledigen sich dessen, was sie bedrückt, gegenüber von jedem Ohr; andere dagegen wollen nicht einmal ihren Vertrautesten eine Mitteilung machen; sie verschließen jedes Geheimnis in ihrem Innersten und würden sich selber nichts anvertrauen, wenn das möglich wäre. Beides soll man nicht thun; beides ist ein Fehler: allen trauen und keinem; das eine ist nobler, möchte ich sagen, das andere sicherer. Ebenso verdienen sowohl diejenigen Tadel, welche immer unruhig sind, als auch die, welche stets ruhen. Jene Lust am Umtrieb ist nicht Thätigkeit, sondern nur ein aufgeregtes Hin- und Herrennen; und wenn man jede Bewegung für beschwerlich hält, so ist das nicht Ruhe, sondern schlaffes, träges Wesen. — Laß Dir mitteilen, was ich bei Pomponius las: „Manche haben sich so sehr in ihre Schlupfwinkel verkrochen, daß sie glauben, alles, was im Lichte lebt, befinde sich im Zustande der Aufregung." Man muß beides miteinander verbinden, Thätigkeit und Ruhe. Laß Dir Weisung geben von der Natur, sie wird Dichs lehren; sie hat den Tag gemacht und die Nacht.

Vierter Brief.

Mache fort wie Du begonnen hast und beeile Dich möglichst, damit Du um so länger die Freuden eines gebesserten wohlgeordneten Gemütes genießen kannst. Du freust Dich zwar auch schon während der Arbeit des Besserns und Ordnens, aber einen noch größeren Genuß gewährt die Betrachtung einer von jedem Fehler gereinig-

ten, gleichsam hellglänzenden Seele. Du erinnerst Dich gewiß noch des frohen Tages, da Du das Knabenkleid ablegtest, die Toga der Männer anziehen durftest und auf das Forum geführt wurdest: ein noch schönerer Tag wird es sein, wenn Du alles knabenhafte Wesen ablegst und wenn die Philosophie Dir das Zeugnis ausstellt, daß Du jetzt ein Mann seiest. Denn immer noch klebt uns, zwar nicht das Knabenalter an, aber, was schlimmer ist, Knabenart; und das gerade ist der Übelstand, daß wir die Würde der Greise und dabei die Fehler der Knaben haben, ja sogar die der kleinen Kinder. Jene fürchten sich vor unbedeutenden, diese vor eingebildeten Dingen, wir vor beidem. Je mehr Du fortschreitest, desto klarer wird Dir werden, daß manches gerade darum, weil es viel Furcht erregt, im Grunde um so weniger fürchterlich ist. Was das Letzte ist, ist kein großes Übel. Der Tod kommt zu Dir; könnte er immer bei Dir sein, das wäre fürchterlich; aber entweder ist er noch nicht da, oder schon vorüber. Aber Du meinst, es sei nicht leicht, es dahin zu bringen, daß man das Leben gering achtet? Sieh doch nur, welch nichtige Dinge den Menschen dahin bringen: Einer hängt sich vor der Thüre seiner Geliebten; ein anderer stürzt sich vom Haus herab, um das Schelten seines Herrn nicht mehr hören zu müssen; ein dritter stößt sich ein Messer in den Leib, damit man ihn nicht als Flüchtling zurücktransportiere. Glaubst Du nicht, daß ein tapferer Sinn ebendasselbe zustande bringen kann, was große Furcht leistet? Wer immer an die Verlängerung seines Lebens denkt und es für ein besonderes Glück hält, viele Konsuln zu erleben, der hat kein ruhiges Leben. Darauf sinne jeden Tag, mit Gleichmut scheiden zu können aus einem Leben, an das viele sich anklammern, wie Menschen, welche ein Strom dahinreißt, an Dornen und an andern verwundenden Gegenständen sich festzuhalten suchen. Die meisten treiben

elend dahin zwischen den Qualen des Lebens und der Furcht vor dem Sterben; leben wollen sie nicht und sterben können sie nicht. Mache Dir das Leben leicht, indem Du alle Sorge um dasselbe wegwirfst. Nur dann erfreut ein Gut den Besitzer, wenn man sich auf den Verlust desselben gefaßt gemacht hat. Derjenige Verlust aber ist der leichteste, der gar kein Vermissen zur Folge hat. Mache Dich stark und fest gegen alles, was auch dem Mächtigsten widerfahren kann. Über den Kopf des Pompejus hat ein Unmündiger abgeurteilt und ein Castrat; über den des Crassus ein grausamer unverschämter Parther. Lepidus mußte auf Befehl des Kaisers Cajus dem Tribun Decimus den Nacken darbieten, dieser selbst den seinigen dem Chärea. Keinen Menschen hat das Geschick so hoch gestellt, daß sich nicht bei ihm die Drohungen und die Versprechungen des Schicksals das Gleichgewicht hielten. Der jetzigen Windstille darfst Du nicht trauen; im nächsten Augenblicke sieht das Meer ganz anders aus. An demselben Tage, an welchem das Fahrzeug lustig dahintanzte, wird es von den Wellen verschlungen. Denke daran, daß ein Räuber oder ein Feind Dir die Klinge an die Kehle setzen kann. Es braucht nicht einmal eine höhere Gewalt: jeder unbedeutende Sklave hat Dein Leben oder Deinen Tod in der Hand; wer sein eigen Leben für nichts achtet, der ist Herr über das Deinige. Denke an die Beispiele derer, welche im eigenen Hause durch Gewalt oder List ums Leben kamen, und Du wirst finden, daß ebensoviele durch den Zorn von Sklaven, als von Königen, den Tod erleiden mußten. Was kommt darauf an, wie mächtig der sei, den Du fürchtest, wenn das, was Du fürchtest, jeder thun kann? Gerätst Du etwa in die Gewalt der Feinde, so wird der Sieger Dich zum Tode führen lassen, dem Du ja doch entgegen gehst. Warum betrügst Du Dich selbst und merkst jetzt erst, was Dir schon lange geschieht? Seit dem Tage Deiner Geburt wirst

Du dem Tode entgegen geführt. — So etwa müssen wir denken, wenn wir jene letzte Stunde ruhig erwarten wollen, deren Furcht soviel Unruhe macht.

Doch ich eile zum Schluß: nimm noch etwas, was mir heute wohl gefallen hat; es stammt wieder aus einem fremden Garten: „Eine nach dem Gesetze der Natur geordnete Armut ist ein großer Reichtum." Und weißt Du, welche Grenzen jenes Naturgesetz uns zieht? Nicht hungern, nicht dürsten, nicht frieren. Um Hunger und Durst zu stillen, braucht man nicht vor stolzen Häusern aufzuwarten, hochmütige Blicke und eine demütigende Behandlung sich gefallen zu lassen, aufs Meer zu gehen, oder den Fahnen zu folgen. Was die Natur braucht, das liegt nahe und kann leicht erworben werden. Nur wegen des Überflüssigen echauffiert man sich. Dieses nützt unsere Kleider ab, zwingt uns, im Kriegsdienste grau zu werden und wirft uns an fremde Küsten. So viel man braucht, hat man zur Hand. —

Fünfter Brief.

Daß Du beharrlich bemüht bist und vor allem darnach trachtest, täglich besser zu werden, das lobe ich und das freut mich; ich ermahne und bitte Dich: mache so fort! Nur wolle nicht in Tracht und Lebensweise auffallen, wie gewisse Leute, denen es nicht darum zu thun ist, im Guten weiter zu kommen, sondern die gesehen werden wollen. Nachlässigen Anzug, ungeschorenes Haar, struppigen Bart, zur Schau getragene Verachtung des Geldes, das Liegen auf dem bloßen Boden und was sonst die Eitelkeit Verkehrtes treibt: das meide. Das Wort „Philosoph" wird schon an und für sich nicht gerne gehört, wenn man auch noch so bescheiden auftritt; wie ginge es erst, wenn wir anfingen ganz anders zu leben, als die übrigen Leute? Inwendig muß alles ganz anders sein; unser Aussehen aber muß der Welt con-

form sein. Unser Kleid soll nicht glänzend sein, aber auch nicht schmutzig; Silber mit eingelegtem echtem Golde brauchen wir nicht, aber gar kein Gold oder Silber zu besitzen, halten wir auch nicht gerade für nötig. Unser Bestreben muß sein, eine bessere Lebensweise zu haben, als die Menge, aber nicht eine entgegengesetzte, sonst wenden wir von uns ab und treiben von uns weg eben diejenigen, welche wir bessern wollen, und diese wollen dann gar nichts von uns nachahmen, weil sie fürchten, sie müssen uns in allem gleich werden. Normale Lebensweise und freundlichen Verkehr mit den Menschen fordert die Philosophie vor allem; dem würde man ja gar nicht entsprechen, wollte man sich in allem anders betragen, als die übrigen, und leicht könnte uns das, wodurch wir uns auszeichnen wollen, geradezu lächerlich oder verhaßt machen. Unser Prinzip ist das naturgemäße Leben; aber seinen Leib quälen, den gewöhnlichen äußeren Anstand verachten, den Schmutz aufsuchen, nicht nur geringe, sondern selbst ekelhafte, abscheuliche Nahrung zu sich nehmen, das ist naturwidrig. Wie es Üppigkeit ist, Delikatessen zu verlangen, so ist es Wahnsinn, gewöhnliche und wohlfeile Nahrungsmittel zu verschmähen. Mäßigkeit verlangt die Philosophie, nicht Selbstqual; Mäßigkeit aber und Anstand sind ganz wohl vereinbar. Die richtige Mitte gefällt mir; zwischen der strengeren Sitte und dem Leben der Menge müssen wir den Mittelweg gehen; jedermann darf genau auf unsern Lebenswandel sehen und wird ihn billigen müssen. Sollen wir denn aber dasselbe thun, wie die andern? soll kein Unterschied stattfinden zwischen uns und ihnen? Doch, ein sehr großer! Jeder, der uns genauer betrachtet, soll finden, daß wir dem großen Haufen gar nicht gleichen. Wer unser Haus betritt, soll nicht sowohl unsern Hausrat bewundern, als vielmehr uns selbst. Groß ist, wer irden Geschirr gebraucht, wie wenn es silbernes wäre; aber ebensogroß ist,

wer mit Silbergeschirr umgeht, als wäre es irden. Den Reichtum nicht ertragen können, ist eine Schwachheit. — Um nun auch noch den kleinen Gewinn des heutigen Tages mit Dir zu teilen: bei unserem Hecato fand ich, das Aufhören der Begierden gehöre auch zu den Mitteln gegen die Furcht. „Du wirst aufhören, zu fürchten, wenn Du aufgehört hast, zu hoffen." Du fragst vielleicht, wie diese beiden verschiedenen Dinge zusammenkommen. Es ist so, lieber Lucilius; sie scheinen verschieden zu sein, gehören aber zusammen. Wie der Gefangene und der ihn bewachende Soldat durch dieselbe Kette verbunden sind, so gehen auch diese ungewöhnlichen Dinge nebeneinander her. Die Furcht begleitet die Hoffnung; kein Wunder; beides sind Zustände eines schwankenden Gemüts, das unruhig an die Zukunft denkt. Hauptgrund beider ist das, daß wir zu wenig in der Gegenwart leben, daß wir mit unsern Gedanken zu weit hinausschweifen ins Ferne, Künftige. So wird das Vermögen, in die Zukunft zu blicken, an sich ein großes Gut, in ein Übel verkehrt. Das Tier flieht nur vor der augenblicklichen Gefahr; ist es entflohen, so ist es beruhigt; wir quälen uns auch mit der Zukunft und mit der Vergangenheit. Manches von dem, was ein Vorzug unseres Wesens ist, bringt uns Schaden; das Gedächtnis bringt uns die Qual der Furcht nachher noch; das Vermögen voraus zu blicken bereitet sie uns zum voraus.

Sechster Brief.

Lieber Lucilius! Es kommt mir zum Bewußtsein, daß ich ein ganz anderer Mensch werde, nicht nur daß ich mich bessere. Damit will ich jedoch nicht sagen, daß gegenwärtig oder in Zukunft mir nichts mehr anklebe, das abgethan werden müßte. Wie sollte ich nicht noch vieles an mir haben, das der Korrektion, der Dämpfung oder Kräftigung bedürftig wäre. Gerade das, daß man die

bisher unbekannten Fehler nun sieht, ist ein Beweis, daß man sich dem Guten zugewendet hat. Manchen Kranken darf man gratulieren, wenn sie nur einmal zu der Erkenntnis gekommen sind, daß ihnen etwas fehle. Ich wünschte, daß mit Dir auch eine solche plötzliche Änderung vorginge, dann würde unsere Freundschaft erst recht fest und echt, eine Freundschaft, die weder die Furcht, noch die Hoffnung, noch der Eigennutz trennen kann, mit der und für die man in den Tod geht. Ich kann Dir viele nennen, denen es zwar nicht an einem Freunde, aber doch an Freundschaft gefehlt hat. Das kann nicht vorkommen, wo gleiches Streben nach dem Rechten die Menschen verbindet. Unmöglich, denn beide wissen, daß sie alles gemeinsam haben, voran das Unangenehme. Du kannst Dir kaum denken, wie viel ich täglich gewinne. „So teile mir Deine interessanten Erfahrungen auch mit" — wirst Du sagen. Gerne lasse ich Dir alles zuströmen; darum eben freue ich mich am Lernen, daß ich es wieder lehrend mitteilen kann; was ich für mich behalten müßte, würde mir kein Vergnügen machen, wenn es auch äußerst wichtig wäre. Würde mir alle Wissenschaft dargeboten unter der Bedingung, daß ich sie bei mir behielte und verschlösse: ich würde sie nicht annehmen. Der Besitz eines Gutes ist nur dann erfreulich, wenn man jemand hat, der es mitgenießt. Ich will Dir daher die Bücher selbst schicken und damit Du das Gute nicht lange suchen mußt, will ich es Dir bezeichnen, dann findest Du sogleich, was mir gefällt und was ich bewundere. Doch das lebendige Wort und das Zusammensein hat mehr Wert; darum mußt Du bald zu mir kommen. Die Menschen glauben den Augen mehr, als den Ohren. Lehren sind ein langweiliger Weg, Vorbilder ein kurzer, der schnell zum Ziele führt. Cleanthes hätte den Zeno nicht so getreu wiedergeben können, wenn er nur

von ihm gehört hätte; er lebte mit ihm, erkannte sein Innerstes, sah zu, ob er auch selber seinen Lehren gemäß lebe. Plato und Aristoteles und die ganze mannigfach auseinandergehende Schar von Weisen hat von dem Charakter des Sokrates mehr gehabt, als von seinen Reden. Metrodorus, Hermachus, Polyänus wurden große Männer nicht durch Epikurs Lehre, sondern durch den Umgang mit ihm. Aber ich bitte Dich zu mir nicht bloß daß Du etwas von mir empfangest, sondern auch daß Du mir etwas bringst; einer kann und wird dem andern sehr viel sein. — Nun schulde ich Dir noch Dein kleines Geschenk für jeden Tag; so höre denn, was mir bei Hecato heute gefallen hat: „Du fragst, worin ich weiter gekommen sei; ich habe angefangen, mein eigener Freund zu sein." — Der hat viel erreicht; er wird nie allein sein. Wer sein eigener Freund ist, wird auch freundlich sein gegen jedermann.

Siebenter Brief.

Du fragst mich, vor was Du Dich hauptsächlich in Acht zu nehmen habest: vor einer Menge Menschen. Du kannst Dich einer solchen noch nicht mit Sicherheit hingeben. Ich für meine Person gestehe meine Schwachheit: ich komme nie in sittlicher Beziehung so wieder heim, wie ich ausging. Was ich zur Ruhe gebracht habe, wird zum Teil wieder aufgeregt; was ich mied, kommt zum Teil zurück. Es geht uns Reconvalescenten in der Moral wie leiblich Kranken, die allmählich so heruntergekommen sind, daß sie nicht an die Luft kommen können, ohne daß es ihnen schadet. Der Verkehr mit vielen Menschen ist nicht gut für uns. Jeder empfiehlt uns irgend einen Fehler, drängt ihn uns auf, oder hängt uns denselben an, ohne daß wir es merken. Je größer der Haufe, desto größer die Gefahr. Nichts aber ist für gute Sitten so schädlich, als in irgend einem

Schauspiel zu sitzen, denn da schleicht sich das Laster ein ı der Gestalt des Vergnügens. Sollte man's glauben? h komme heim, ehrgeiziger, üppiger, ja sogar grausamer nd unmenschlicher, wenn oder weil ich unter Menschen veilte. Ich kam zufällig in das Mittagstheater und erwartete Spiel, Witz, irgend eine Erheiterung, wobei das Auge kein Blut zu sehen bekäme. Ich fand das Gegenteil; andere Kämpfe sind gegen das, was ich hier sah, Barmherzigkeit; nichts von Scherz, es ist ein völliges Schlachten. Die Leute können sich mit nichts decken, der ganze Körper ist dem Hiebe ausgesetzt, sie holen nie vergeblich aus. Und das gefällt der Menge besser als die regelmäßigen kunstgerechten Fechter. Und warum nicht? Da wehrt weder Helm noch Schild den Stahl ab. Wozu sich schützen? wozu Fechterkünste? Das heißt ja doch nur den Tod hinauszögern. Des Morgens wirft man Menschen den Löwen und Bären vor, des Mittags ihren zuschauenden Mitmenschen. Wer soeben gemordet hat, muß jetzt sich morden lassen; den Sieger spart man auf zu einem weiteren Schlachten. Alle Kämpfenden erwartet der Tod; man gebraucht Feuer und Schwert; so geht es zu, bis der Kampfplatz leer ist. „Aber der hat einen Straßenraub begangen" — wohlan, so hänge man ihn; „jener hat einen Menschen getötet" — damit hat er auch den Tod verdient; aber Du Elender, was hast Du verdient, daß Du das mit ansehen magst? „Töte, brenne, schlage ihn! Warum tritt er dem Schwerte so feig entgegen? warum haut er nicht mutiger darein? warum stirbt er nicht mit mehr Freudigkeit?" — Mit Schlägen treibt man die Leute den Wunden entgegen; die nackte Brust müssen sie gegenseitig den Hieben entgegenhalten. Das Schauspiel ist unterbrochen; im Zwischenakt bringt man Menschen um, damit doch etwas geschieht. Und merket ihr denn nicht, daß die bösen Beispiele eine Rückwirkung haben auf diejenigen, welche sie geben? Danket den Göttern, daß ihr

Den grausam zu sein lehret, der es nicht lernen kann. Ein zarter, im Guten nicht völlig fester Sinn muß vom Volke fern gehalten werden; man fällt so leicht dem großen Haufen zu. Selbst einen Sokrates, Cato und Lälius hätte eine ganz anders geartete Menge anders machen können; wie viel weniger wird Einer von uns, auch wenn wir uns redlich Mühe geben, den Anprall der Laster auszuhalten vermögen, die mit so großem Gefolge anrücken. Ein Exempel von Üppigkeit oder von Geiz stiftet viel Böses; ein Stutzer, mit dem man zusammenlebt, übt einen verweichlichenden entnervenden Einfluß aus; ein reicher Nachbar reizt unsere Begierde; ein böser Gefährte befleckt mit seinem Roste auch die reinste unschuldigste Seele; wie wird es gehen, wenn das ganze Volk einen Angriff auf unsere Sitten macht? Entweder mußt Du mitthun, oder verabscheuen. Beides aber soll man nicht; man darf weder den Bösen ähnlich werden, weil ihre Anzahl so groß ist, noch die Menge anfeinden, weil sie uns nicht gleicht. Ziehe Dich möglichst auf Dich selbst zurück; gehe mit Leuten um, die Dich besser machen, schließe Dich an solche an, welche Du bessern kannst. Die Sache ist gegenseitig; man lernt, indem man lehrt. Möge Dich der Wunsch, Dein Licht leuchten zu lassen, nie in die Mitte des Pöbels führen, daß Du ihm Vorträge halten oder in seiner Gegenwart disputieren wolltest. Ich hätte nichts dagegen, wenn Du etwas zu Markte brächtest, das so ein Volk brauchen könnte, aber niemand verstände Dich. Einen oder den andern etwa könntest Du finden, aber auch diesen müßtest Du erst heranbilden und informieren, daß er Dich verstehen könnte. „Für wen lerne ich denn alles?" — fragst Du; fürchte nicht, Dir umsonst Mühe gegeben zu haben, wenn Du für Dich selbst gelernt hast. —

Damit ich aber heute nicht für mich allein gelernt habe, will ich Dir drei treffliche Dicta mitteilen, die ich fand

und die annähernd den gleichen Sinn enthalten; mit dem einen bezahle ich meine heutige Briefschuld, die beiden andern empfange als Vorausbezahlung. Democritus sagt: „Ein Mann ist mir wie das ganze Volk, und das ganze Volk wie ein Mann." Treffend hat auch jemand (es ist ungewiß, wer es war) auf die Frage, warum er sich soviel Mühe gebe in einer Kunst, die er doch nur sehr selten an den Mann bringen könne — geantwortet: „Wenige genügen mir, Einer, Keiner!" — Schön ist auch das dritte Wort; Epicurus schrieb es an einen Studienfreund: „Dies ist nicht für die Menge, sondern nur für Dich; wir genügen einander als Publikum." Das beherzige, lieber Lucilius, und achte das Vergnügen des Beifalls der Menge gering. Viele loben Dich; ist das ein Grund zur Selbstgefälligkeit, wenn die Menge Dich versteht? Innerlicher Art müssen Deine Vorzüge sein.

Achter Brief.

„Du rätst mir, (schreibst Du,) ich soll die Menge meiden, mich zurückziehen und mir genügen lassen an meinem Bewußtsein. Wie stimmt das aber mit eurer Lehre, man müsse bis zum Tode immer thätig sein?" — Scheint es Dir denn, ich sei völlig unthätig? Ich habe mich darum verborgen und die Thüren zugeschlossen, um vielen nützlich sein zu können. Kein Tag vergeht mir in Unthätigkeit; selbst einen Teil der Nächte widme ich den Studien; ich überlasse mich nicht dem Schlafe, sondern ich unterliege ihm; meine Augen sind oft müde vom Wachen und wollen mir zufallen, aber ich bleibe doch an der Arbeit. Ich habe mich nicht nur von den Menschen, sondern auch von den Dingen zurückgezogen, zuerst von meinen eigenen Sachen. Ich arbeite für die Nachwelt; für sie schreibe ich einiges, was vielleicht von Wert für sie ist; heilsame Ermahnungen, gleichsam Rezepte nützlicher Arzneien lege

ich schriftlich nieder; die gute Wirkung derselben habe ich an meinen eigenen Schäden erprobt; dieselben sind zwar noch nicht ganz heil, greifen aber doch nicht mehr weiter um sich. Ich zeige andern den rechten Weg, den ich spät erst und müde von Irrgängen gefunden habe. Ich rufe: „meidet, was der Menge gefällt und was der Zufall bringt, seid argwöhnisch und furchtsam bei jedem derartigen Besitz. Ihr haltet das für Gaben des Glücks? Fallen sind es! Wer sicher leben will, der meide möglichst jenen lieblichen Köder; man täuscht sich elend dabei; man meint, etwas erwischt zu haben und wird selber gefangen. Der Lauf führt in Abgründe; das Ende eines solchen herrlichen Lebens ist eine Niederlage. Geht es einmal schief mit dem Glück, dann hilft kein Widerstand. — —

Denke darauf, diese vernünftige heilsame Lebensweise einzuhalten: dem Leibe vergönne nur soviel, als zur Gesundheit erforderlich ist. Man muß ihn etwas hart halten, daß er dem Geiste nicht ungehorsam werde: die Speise stille den Hunger, der Trank lösche den Durst, das Kleid schütze gegen die Kälte, das Haus gegen alles, was dem Körper schädlich ist. Ob letzteres aus Rasen aufgebaut ist, oder aus verschiedenen Steinen fremder Länder, das ist einerlei; unter einem Dach von Stroh schläft man so gut, als unter einem von Gold. Achte alles gering, was zu Pracht und Zierde überflüssig ausgestellt ist. Denke, daß der Geist allein bewundernswert sei; ist er groß, so findet er nichts groß." Wenn ich das mir und der Nachwelt sage, ist das nicht eine nützlichere Beschäftigung, als wenn ich in Gerichtshöfe laufe, um Bürgschaft zu leisten, oder Testamentsurkunden mit dem Siegel versehe, oder im Senat Kandidaten unterstütze mit Stimme und Hand? Glaube mir: mancher scheint nichts zu thun und thut doch Großes, indem er sich mit Menschlichem und Göttlichem zugleich beschäftigt.

Doch nun muß ich schließen und nach Gewohnheit diesem Brief eine Beilage geben; nicht von dem Meinen; noch immer bin ich an Epicurus, bei dem ich heute Folgendes las: „Der Weisheit mußt Du dienen, um zur wahren Freiheit zu gelangen.“ Wer sich ihr hingegeben hat, der wird nicht von Tag zu Tag hinausgeschoben, sondern sogleich in Freiheit gesetzt, denn eben „der Weisheit dienen“, das ist Freiheit. Du fragst mich vielleicht, warum ich so viele gute Dicta von Epicurus anführe und nicht von Leuten unserer Schule; sind denn das aber nur Worte Epicurs, ist es nicht Gemeingut? Wie vieles wird von Dichtern ausgesprochen, das Philosophen sagten, oder hätten sagen sollen. Ich rede nicht von den Tragikern und von unsern Schauspielen, in denen man in der Toga auftritt, — auch diese sind ernst und halten die Mitte zwischen Komödie und Tragödie — wie viele treffliche Verse finden sich bei den Mimen, wie vieles von Publius erhebt sich über das gewöhnliche Niveau und paßt für den Kothurn! Laß mich einen Vers von ihm anführen, der sich auf die Philosophie und zwar auf den soeben besprochenen Gegenstand bezieht. Er spricht darin den Gedanken aus, man dürfe zufällige Dinge nicht als Eigentum betrachten und sagt: „Alles, was uns nach Wunsch zufiel, bleibt ein fremdes Gut.“ Ich erinnere mich, daß Du diesen Gedanken ziemlich besser und genauer so ausgedrückt hast: „Was nur der Zufall Dir gab, das ist nicht wahrhaft Dein.“ Hierher gehört auch noch das andere sehr gute Wort von Dir: „Ein Gut, das Dir gegeben ward, kann Dir genommen werden.“ Doch dieß kommt nicht in unsere Rechnung; ich gebe Dir ja da etwas von dem Deinen.

Zwölfter Brief.

Überall, wo ich mich hinwende, finde ich Zeichen davon, daß ich ein alter Mann geworden bin. Ich war in mein

Landgut gekommen und klagte über die Kosten des baufälligen Gebäudes; der Verwalter sagte, er sei unschuldig, er habe alles gethan, die Villa sei eben alt! Und doch ist sie unter meinen Händen erstanden. Was ist für mich zu hoffen, wenn die Steine, die so alt sind, als ich, schon morsch werden! Unwillig benutze ich die nächste Gelegenheit zu weiterem Ärger: „Diese Plantanen werden offenbar vernachlässigt, sie haben kein rechtes Laub; welch knorrige, verschrumpfte Zweige, welch traurige, elende Stämme! Das wäre nicht so, wenn jemand sie umgraben und begießen würde." Der Mann schwört bei meinem Schutzgeiste, er lasse es nicht fehlen an Sorgfalt, es seien eben alte Storren! Unter uns gesagt: ich habe sie selber gepflanzt und ihr erstes Laub gesehen. Gegen die Thüre gewendet frage ich: „wer ist der Alte da? Mit Recht steht er an der Thüre; er sieht, wo er bald hinaus muß. Wo hast Du den aufgefunden? Wie konnte es Dir einfallen, eine fremde Leiche aufzuheben?" Darauf entgegnete jener: „Kennst Du mich nicht mehr? Ich bin Felicio, dem Du ehemals Bildchen brachtest; ich bin der Sohn des Verwalters Philositus, Dein Liebling." Wahrlich, der Mensch ist toll! Er war noch ein ganz kleiner Knabe, als er mein Liebling war. „Das kann wohl sein; aber jetzt fallen ihm eben die Zähne aus!"

Das verdanke ich meinem Landgut, daß mir, wohin ich blickte, mein hohes Alter entgegentrat. Erfassen wir es mit Liebe; es bringt manchen Genuß, wenn man es recht zu gebrauchen weiß. Das Obst ist am angenehmsten, wenn es auf die Neige geht, die Jugend am schönsten, wenn sie übergeht in die folgende Stufe; dem Zecher macht der letzte Trunk das meiste Vergnügen, der, welcher ihn vollends trunken macht und gleichsam ihn untertaucht. Jedes Vergnügen verspart den Höhepunkt auf das Ende. Das Alter ist das angenehmste, welches schon abwärts geht, aber nicht jählings; und

selbst die unterste Stufe hat noch ihre Genüsse, oder tritt das Verzichten auf Genuß an die Stelle des Genießens. Wie süß ist es, die Begierden hinter sich zu haben und ihnen entronnen zu sein! *) Oder meinst Du, es sei peinlich, den Tod vor Augen zu sehen? Erstlich muß ihn die Jugend ebenso vor Augen haben, wie das Greisenalter, denn wir werden nicht nach Altersklassen abgerufen; sodann ist niemand so alt, daß es ein Frevel wäre, noch auf einen Tag zu hoffen. Ein Tag aber ist ein Lebensschritt. Das ganze Leben besteht aus Teilen und Kreisen, von denen der weitere den engeren umschließt. Ein Großkreis umschließt alle vom ersten bis zum letzten Tag; ein anderer schließt die Jünglingszeit ein, ein dritter die Kindheit; das Jahr ist selber so ein Kreis, der die Zeiten in sich begreift, aus deren Vervielfältigung das Leben besteht. Den Monat umgürtet ein engerer Zirkel; der engste ist der Tag; doch erstreckt sich auch dieser vom Anfang bis zum Ende, vom Morgen bis zum Abend. Darum sagt Heracletus, der von seiner dunkeln Sprache den Beinamen Skotinus bekam: „Ein Tag ist jedem andern gleich." Dies faßte der Eine so auf, der Andere anders. Einer meinte: ein Tag sei allen andern gleich an Stunden; und er hatte nicht Unrecht; denn wenn der Tag ein Zeitabschnitt von vierundzwanzig Stunden ist, so müssen alle Tage gleich sein, weil die Nacht bekommt, was der Tag verliert. Ein anderer sagt: ein Tag sei allen andern dem Inhalt nach gleich; der längste Zeitraum enthält ja nichts, das nicht auch in dem Rahmen eines Tages sich fände, Licht und Dunkelheit und die übrigen Wechselfälle der Welt. Daher muß man jeden Tag so einrichten, als ob derselbe die Reihe schließen und das Leben endigen würde. Pacuvius, der sich allmählich Syrien zugeeignet hatte,

---

*) Das rühmt auch Schopenhauer vom Alter.

brachte bei Trinkgelagen und Schmausereien gleichsam sich selber das Totenopfer dar und ließ sich von der Tafel in das Schlafzimmer tragen, wobei unter dem Beifallklatschen der Zechkumpane zur Musik auf Griechisch gesungen wurde: „er hat ausgelebt; er hat ausgelebt!“ So ließ er sich jeden Tag „hinaustragen“. Was Er mit bösem Gewissen that, das wollen wir mit gutem thun und wenn wir schlafen gehen, froh und freudig sagen: „Ich habe gelebt und durchlaufen die Bahn, die das Schicksal mir vorzeichnete.“ Schenkt uns Gott morgen noch einen Tag, so nehmen wir ihn dankbar an. Der ist ganz sein eigener Herr, glücklich und ruhig, der den morgenden Tag unbekümmert erwartet. Wer jeden Abend sagen kann: „ich habe gelebt,“ dem bringt jeder Morgen einen neuen Gewinn. — Doch nun zum Schluß: „Und ohne einen Sparpfennig für mich?“ Sei unbesorgt, er bringt etwas mit; nein, nicht „etwas“ bloß, sondern viel. Ist das nicht ein herrliches Wort, das ich Dir hiemit zugehen lasse: „In Not leben ist ein übles Ding; aber es giebt keine Nötigung, in Not zu leben.“ Warum nicht? Weil es überall zur Freiheit Wege genug giebt, kurze und leichte. Danken wir Gott dafür, daß niemand gezwungen ist, am Leben zu bleiben; man darf die Not niedertreten. — Du sagst: „das ist wieder ein Wort von Epicurus: warum nimmst Du denn immer Fremde?“ Was wahr ist, gehört mir; ich werde fortfahren mit Citaten aus Epicurus; mögen diejenigen, welche auf Worte schwören, und nicht darnach fragen, was der Inhalt eines Dictums sei, sondern von wem es stamme, mögen Solche lernen, daß alles wahrhaft Gute allen gehört.

Siebzehnter Brief.

Wirf alles weg, wenn Du klug bist, oder um es zu werden und strebe in vollem Lauf und aus

allen Kräften nach einer richtigen Gesinnung. Will Dich etwas aufhalten, so reiß Dich los und haue ab. Du sagst: „ich muß nur noch mein Vermögen in Ordnung bringen, so daß ich leben kann ohne ein Geschäft zu betreiben, daß ich niemandem zur Last falle und die Armut mir nicht.“ Wenn Du so sprichst, kennst Du offenbar die Wichtigkeit des Gutes, nach welchem Du strebst, noch nicht. Du weißt wohl im allgemeinen, daß die Philosophie sehr nützlich ist, im einzelnen ist Dir das aber noch nicht recht klar geworden; Du erkennst nicht, wie sie uns überall hilft, wie sie (mit Cicero zu reden) „in den wichtigsten Angelegenheiten uns unterstützt und zugleich sich herabläßt zum Geringsten.“ Ziehe sie zu Rate; sie wird Dir gewiß raten, Du sollest nicht immer bei Deinen Rechnungen sitzen. Die Armut soll Dir nicht drohen können; das willst Du mit Deinem Hinauszögern erzielen. Wie aber, wenn sie etwas Wünschenswertes ist? Schon vielen war ihr Reichtum im Streben nach der Weisheit hinderlich; die Armut dagegen ist frei und ohne Sorgen. Wenn die Trompete ertönt: es geht sie nichts an; wenn sich ein Notgeschrei erhebt, sucht sie nur selber wegzukommen, nichts wegzuschleppen. Muß der Arme zu Schiff gehen, so kommt der Hafen nicht in Aufruhr und das Gestade wird nicht in Unruhe versetzt durch großes Geleite; nicht steht eine Menge von Sklaven umher, zu deren Fütterung man überseeischen Ländern reichen Ertrag wünschen muß. Es ist leicht, wenige nicht verwöhnte Mägen zu befriedigen, die nur satt werden wollen. Der Hunger kostet nicht viel, wohl aber ein begehrlicher Gaumen; die Armut ist zufrieden, wenn die dringendsten Bedürfnisse befriedigt sind. Warum solltest Du sie nicht als Hausgenossin haben wollen, wenn doch die Verständigen unter den Reichen ihre Lebensweise nachahmen? Willst Du freien Gemütes leben, so mußt Du arm sein, oder dem Armen ähnlich. Ohne Genügsamkeit

giebt es kein gedeihliches Streben; Genügsamkeit aber ist freiwillige Armut. Sage nicht mehr, um Dich zu entschuldigen: „ich habe noch nicht genug Mittel; wenn ich diese oder jene Summe besitze, dann will ich mich der Philosophie hingeben." Was Du hinausschiebst, das solltest Du zuerst thun, damit solltest Du beginnen. Du willst Dir verschaffen, was man zum Leben braucht; lerne das recht anschaffen; kannst Du nicht gut leben, würdig zu sterben bleibt Dir unbenommen. Armut soll uns nicht von der Philosophie abhalten, nicht einmal die Not; wer diesem Ziele zustrebt, der muß Hunger leiden können, wie Belagerte. Was haben letztere davon? nur das, daß sie nicht dem Sieger in die Hände fallen; hier aber wird etwas Größeres in Aussicht gestellt: beständige Freiheit, die weder einen Menschen, noch einen Gott zu fürchten braucht. Das muß man erstreben, auch wenn es auf dem Wege des Hungers zu geschehen hat. Kriegsheere haben schon völligen Mangel an allem gelitten, haben von Wurzeln gelebt und den schnödesten Hunger ertragen, und zwar — wie sonderbar! — für eine fremde Herrschaft; sollte jemand zögern, die Armut zu erdulden, um frei zu werden von wilden Leidenschaften? Man braucht somit nicht erst Geld zu erwerben; zur Philosophie kann man auch gelangen ohne Reisegeld. Oder steht es so, daß Du erst wenn Du alles andere hast, auch die Weisheit haben willst? Diese soll dann das Letzte sein, was man zum Leben braucht, gleichsam eine Zugabe? Nein! Hast Du etwas, so treibe Philosophie; wer weiß, ob Du nicht schon zu viel hast? Hast Du nichts, so suche sie vor allem andern! „Aber dann kann mir das Notwendigste mangeln!" Das ist nicht möglich, denn die Natur verlangt nur ganz wenig, der Weise aber richtet sich nach der Natur. Kommt es aufs Äußerste, so wird er sich eiligst aus dem Leben wegbegeben und aufhören, sich selbst zur Last zu sein. Hat er aber Mittel, wenn auch geringe,

das Leben zu fristen, so wird er dieselben zu Rat halten, nicht übermäßig sorgen, seinem Leib an Nahrung und Bedeckung das Nötige zukommen lassen, über das Treiben der Reichen und das Rennen derer, welche reich werden wollen, lachen und zu sich sagen: „Warum hältst Du Dich selber lange auf? wartest Du auf Wucherzinse, oder auf vorteilhafte Handelsgeschäfte, oder auf das Testament eines gutsituierten Alten, da Du doch schon jetzt reich sein kannst? Die Weisheit ist auch ein Schatz; diesen bekommt, wer andere Schätze entbehren gelernt hat. — Doch das geht andere an; Du stehst ja den Begüterten näher. Versetze Dich im Geist in frühere Zeiten, so hast Du mehr als genug; aber so viel, als man braucht, findet sich in jedem Zeitalter.

Hiermit könnte ich schließen, wenn ich Dich nicht ein wenig verwöhnt hätte. Die Partherkönige darf niemand begrüßen ohne ein Geschenk; von Dir kann ich mich nicht verabschieden ohne eine Gabe. Und was soll ich Dir diesmal geben? Wieder etwas von Epicurus. „Für viele war ihr Reichtum, den sie erwarben, nicht ihres Elends Ende, sondern nur eine andere Gestalt desselben." Kein Wunder, denn der Fehler liegt am Gemüt, nicht an den Sachen; was die Armut schwer machte, eben das macht auch den Reichtum schwer. Es ist einerlei, ob man einen Kranken auf ein Bettgestell von Holz oder von Gold legt; auf beiden wird er eben leidend sein; ebenso ist es ganz gleichgiltig, ob ein krankes Gemüt im Reichtum lebt, oder in der Armut; in beiden Fällen bleibt der Übelstand derselbe.

Achtzehnter Brief.

Wir schreiben Dezember und die ganze Stadt ist wieder in Aufregung; der Schwelgerei ist ein öffentliches Recht eingeräumt; überall trifft man lärmende Zurüstungen, als ob noch ein Unterschied bestände zwischen den Satur-

nalien und zwischen der Geschäftszeit. Eigentlich ist aber kein Unterschied mehr, und der Mann hat Recht gehabt, welcher sagte, ehemals sei der Dezember nur ein Monat gewesen, jetzt sei es das ganze Jahr Dezember. Wenn ich Dich hier hätte, möchte ich es mit Dir überlegen, ob wir an unserer gewohnten Lebensweise nichts ändern sollen, oder ob wir, um nicht aufzufallen, auch üppiger tafeln und die Toga ablegen wollen. Denn was sonst nur in Zeiten des Kriegs und der Not geschah, das thut man jetzt in der Festfreude: man ändert den Anzug. Wenn ich Dich recht kenne, bist Du zu einem vermittelnden Vorschlag geneigt, so daß wir dem großen Haufen mit seinen Narrenkappen nicht ganz gleichen und ihm auch nicht ganz unähnlich sein sollten. Oder wollen wir nicht gerade in diesen Tagen uns selber das auferlegen, der Lust uns zu enthalten, während sich die Menge so ganz in dieselbe hineinstürzt? Man kann sich von seiner Festigkeit am besten überzeugen, wenn man den Verlockungen zur Üppigkeit weder nachgeht, noch sich von denselben hinziehen läßt. Mitten unter einem Volke, das sich betrinkt und überladet, mäßig und nüchtern bleiben, das ist mehr; und es beweist größere Mäßigung, wenn man zwar, um nicht aufzufallen, sich nicht ganz ausschließt, aber auch nicht überall mitthut; wenn man das Gleiche thut, aber auf andere Weise. Man darf ja wohl, ohne üppig zu sein, einmal einen festlichen Tag feiern; aber ich möchte eben jetzt Deine Festigkeit erproben und nach dem Rate großer Männer Dir den Vorschlag machen, inmitten der Festzeit einige Tage festzusetzen, an welchen Du mit geringer und dürftiger Nahrung und mit grober, rauher Kleidung Dich begnügen und zu Dir selber sagen sollest: „also davor war uns bange?“ In ruhiger Zeit muß man sich auf Schweres gefaßt machen und während man die Gunst des Geschicks genießt, sich stärken

gegen die Ungunst desselben. Der Soldat muß mitten im Frieden marschieren und Wälle aufwerfen, auch wenn nirgends ein Feind ist; man strengt ihn an mit unnötigen Arbeiten, damit er den nötigen gewachsen sei. Wer, wenn es Ernst wird, nicht zagen soll, der muß vorher geübt werden. So haben manche jeden Monat gelebt, als ob sie arm wären, ja sich dem Mangel genähert, um nicht fürchten zu müssen, was sie längst gelernt hatten. Glaube aber nicht, daß ich hier von mäßigen Mahlzeiten und kleinen Wohnungen geringer Leute rede und von anderem, womit die Üppigkeit, des Reichtums überdrüssig, zuweilen spielt; vielmehr muß es Dir Ernst sein mit der harten Bank, dem groben Mantel, dem harten und geringen Brot. Das halte drei, vier, bisweilen mehr Tage aus, nicht zum Spiel, sondern zu ernstem Versuch. Es wird Dich sehr freuen, lieber Lucilius, satt zu werden von einem Fünfpfennigbrote und Du wirst erkennen, daß man nicht reich zu sein braucht, um sich satt zu essen; was zur Notdurft des Lebens gehört, das muß selbst ein zürnendes Geschick darreichen. Bilde Dir aber darauf nicht viel ein, denn Du thust nur, was viele Tausende von Sklaven und von armen Leuten auch thun, nur mit dem Unterschiede, daß Du es freiwillig thust. Es wird Dir leicht werden, einmal den Versuch zu machen und es immer so zu halten. Wir müssen uns zur Probe einüben und die Armut muß uns vertraut werden, damit das Geschick uns nicht unvorbereitet treffe. Wir werden unser Vermögen mit mehr Ruhe besitzen, wenn wir wissen, daß die Armut nicht so sehr drückend ist. Epicurus, der Meister im Vergnügen, stillte an gewissen Tagen den Hunger nur unzureichend; er wollte sehen, ob etwas zum vollständigen Vergnügen fehle und wie viel, und ob es der Mühe wert sei, das Fehlende mit viel Anstrengung zu ergänzen. So spricht er sich wenigstens aus in den Briefen, welche

er während der Amtsführung des Charinus an Polyänus schrieb. Und zwar rühmt er sich, er brauche zu seiner Verköstigung kein ganzes Aß; Metrodorus, der noch nicht so weit sei, brauche ein ganzes (etwa sechs Pfennige). Glaubst Du nicht, daß eine solche Kost satt macht? Und dazu ist es ein Vergnügen, und zwar nicht ein oberflächliches, flüchtiges, das immer wieder aufgefrischt werden muß, sondern ein bleibendes, sicheres. Wasser und Brei („Polenta") oder ein Stück Gerstenbrot ist nicht gerade etwas Delikates, aber darin besteht das Vergnügen, daß Einem selbst solches ein Genuß ist und daß man es dahin gebracht hat, daß die Ungunst des Geschicks Einem nichts mehr anhaben kann. Selbst die Gefängniskost ist reichhaltiger und der Henker reicht denen, auf welche die Hinrichtung wartet, kein so kärgliches Mahl. Wie groß ist es, freiwillig zu Entbehrungen sich herzugeben, welche nicht einmal solche Menschen zu befürchten haben, mit denen es aufs Äußerste gekommen ist! Das heißt die Geschosse des Geschicks abfangen. Probiere es, lieber Lucilius, befolge das Vorbild solcher Männer und bestimme gewisse Tage, an welchen Du Dich von Deinem Besitz losreißest und Dich vertraut machst mit ganz wenigem; wage es, mit der Armut in Verkehr zu treten. „W a g e e s, F r e u n d, d e n R e i c h t u m g e r i n g z u a c h t e n u n d m a c h e D i c h G o t t e s w ü r d i g!" — Gottes würdig ist nur der, welcher den Reichtum gering achtet. Ich verbiete Dir den Besitz desselben nicht, aber ich möchte, daß Du ihn mit Ruhe besitzest; soweit kommst Du aber nur, wenn Du Dich überzeugst, d a ß m a n a u c h o h n e i h n g l ü c k l i c h l e b e n k a n n, u n d w e n n D u i h n i m m e r a l s e t w a s V e r g ä n g l i c h e s a n s i e h s t. —

Doch nun will ich den Brief zusammenlegen. „Aber, sagst Du, bezahle zuvor Deine Schuld!" Ich verweise Dich an Epicurus; er soll bezahlen. „Unmäßiger Zorn erzeugt Wahnsinn." Wie wahr dies sei, mußt Du wissen,

da Du einen Sklaven hattest und einen Feind. Gegenüber von jedermann flammt dieser Affekt auf; sowohl aus der Liebe entsteht er, als aus dem Haß, im Ernst ebenso, wie bei Spiel und Scherz. Die Ursache kann geringfügig sein; auf das Gemüt kommt es an. So kommt es beim Feuer nicht darauf an, wie groß es ist, sondern wo es hinfällt; feste Körper nehmen auch ein großes Feuer nicht an, dürre und leicht entzündbare Stoffe aber nähren ein Fünkchen zum großen Brande. Ja, mein Lucilius, das Ende eines gewaltigen Zornes ist Wut und man muß den Zorn vermeiden nicht bloß aus Selbstbeherrschung, sondern auch aus Gesundheitsrücksichten.

Dreiundzwanzigster Brief.

Denkst Du etwa, ich werde Dir schreiben, wie gut es diesmal der Winter mit uns meine, der in der That sehr gelind und kurz war, oder wie malitiös der Frühling sei mit seinem zu spät kommenden Froste, oder andere Nichtigkeiten, wie sie Leute schreiben, die um Stoff verlegen sind? Nein, ich will lieber etwas schreiben, was für uns beide von Wert ist. Und was könnte dies anders sein, als eine Ermahnung zu edler Gesinnung. Du fragst, was die Grundlage einer solchen sei: sich nicht freuen über Nichtiges. Doch nicht sowohl die Grundlage, der Gipfel ist das. Das Höchste hat erreicht, wer recht weiß, worüber er sich zu freuen hat, wer sein Glück nicht fremder Gewalt anheimgiebt. Wen eine Hoffnung erregt, der ist in Sorge und ist unsicher, wenn es auch etwas Naheliegendes, Leichterreichbares ist, wenn ihn auch bisher die Hoffnung nicht getäuscht hat. Lerne vor allem Dich freuen, lieber Lucilius! Du meinst, ich wolle Dir manche Vergnügungen entziehen, wie ich das Zufällige abweise und sage, mit Hoffnungen, diesen süßen Träumereien dürftest Du Dich nicht einlassen. Ich wünsche im Gegenteil, daß es Dir

nie mangle an Freude; ich will, daß Dir dieselbe daheim erwachse; sie wird Dir werden, wenn Du sie in Dir selber hast. Sonstige Heiterkeit kommt nicht von Herzen, sondern glättet nur die Stirne; sie ist oberflächlich. Du meinst doch nicht, wer lacht, der freue sich auch wirklich? Das Gemüt muß wacker sein und fest, über alles erhaben. Glaube mir, wahre Freude ist eine gar wichtige Sache. Oder glaubst Du, daß diese Genußmenschen mit heiterem Blick und offener Miene den Tod verachten, der Armut die Wohnung eröffnen, die Lüste zügeln, Schmerzen zu ertragen suchen? Wer damit umgeht, der lebt in großer, aber nicht schmeichlerischer Freude. Dich wünschte ich im Besitz dieser Freude; nie wird sie Dir fehlen, wenn Du einmal entdeckt hast, wo man sie suchen muß. Leichte Metalle kann man gewinnen ohne tief zu graben; das sind die besten, deren Adern tief liegen; sie geben reichlich aus, wenn man fleißig gräbt. Was die Menge ergötzt, das gewährt nur eine geringe, oberflächliche Freude und jedes Vergnügen, das nur von außen an uns herankommt, entbehrt des rechten Fundaments. Das, wovon ich rede, und dem ich Dich zuführen möchte, ist solid und geht mehr nach innen. Thue, was Dich allein glücklich machen kann, lieber Lucilius, ich bitte Dich darum: wirf weg und tritt unter Deine Füße, was nur äußerlich glänzt und was Dir vorgemacht wird von irgend jemand; richte Dein Augenmerk auf das wahre Gut und freue Dich dessen, was in der That Dein ist. Und was ist das? Du selbst, der bessere Teil von Dir. Auch der Leib, wiewohl ohne ihn nichts ausgerichtet werden kann, gelte Dir mehr als ein notwendiges, denn als ein wichtiges Ding. Er verschafft nur eitle, flüchtige Genüsse, die man bereuen muß und die, falls man sich nicht großer Mäßigkeit befleißigt, ins Gegenteil umschlagen. Die Lust steht an einem Abgrund, sage ich Dir; sie verwandelt sich in Schmerz, wenn man nicht Maß

hält; aber in etwas, das man für ein Gut hält, Maß halten, ist schwer. Wer begierig ist nach dem wahren Gute, der geht sicher. Ich will Dir sagen, worin dasselbe besteht und wie man es bekommt. Es besteht in einem guten Gewissen, in rechtlichem Streben, in gerechten Handlungen, in Verachtung des Zufälligen, in dem ruhigen Fortgang eines stets auf demselben Wege bleibenden Lebens. Wer von einem Plan auf den andern überspringt, oder gar sich hinüberwerfen läßt, der kann bei seinem vagen Schwanken nie zu einem festen Charakter gelangen. Nur wenige Menschen disponieren über sich und über das ihrige planmäßig, die meisten lassen sich eben dahintreiben, Dingen gleich, die auf Strömen schwimmen. Die einen trägt eine ruhige Welle langsam und sanft dahin, andere reißt eine raschere Woge mit fort; die einen werden von der matten Strömung am nächsten besten Ufer abgesetzt, die andern reißt die wilde Flut ins offene Meer hinaus. Man muß klar wissen, was man will und dabei muß man bleiben. —

Nun habe ich noch meine Schuld zu bezahlen. Mit einem Worte Epikurs kann ich das thun: „Es ist lästig, mit dem Leben immer vorn anzufangen;" oder vielleicht besser gesagt: „Wer immer zu leben anfängt, lebt schlecht." — Wieso? Dieses Wort bedarf einer Erklärung, sagst Du. Darum, weil ein solches Leben immer unvollkommen ist; man kann nicht dastehen fertig und zum Sterben bereit, wenn man erst zu leben angefangen hat. Man muß darauf bedacht sein, sagen zu können: „ich habe nun genug gelebt." Dahin kommt aber einer nicht, der immer erst zu leben anfängt. Denke nicht, das seien wenige; so sind fast alle. Manche fangen erst zu leben an, wenn sie aufhören sollen. Wundert Dich das, so sage ich noch weiter: manche haben zu leben aufgehört, ehe sie angefangen haben.

Achtundzwanzigster Brief.

Daß es Dir nicht gelungen, durch eine lange Reise und durch häufigen Wechsel des Aufenthaltortes Deinen Trübsinn, Deine Schwermut zu verscheuchen, darüber wunderst Du Dich, als ob das etwas Neues sei und als ob das Dir allein widerfahren sei. Den Sinn mußt Du ändern, nicht den Himmelsstrich! Magst Du über das weite Weltmeer fahren, mögen vor Deinen Augen, wie unser Vergilius sagt, Länder und Städte verschwinden, wohin Du irgend gehen magst, Deine Fehler werden mit Dir gehen. Ähnlich sprach sich Sokrates einmal aus gegenüber von jemand, der dieselbe Klage führte: „Was Wunder, daß Deine Reisen Dir nichts nützen, Du nahmst ja Dich selbst überall mit hin!" Dasselbe Übel, das Dich forttrieb, bedrängt Dich auch draußen. Was nützt es, neue Länder, Städte und Gegenden kennen zu lernen? Es ist ein vergebliches Umherfahren; die Flucht hilft nicht, Du fliehst mit Dir selbst! Lege ab, was Dein Gemüt bedrückt, eher wird es Dir nirgends behagen. Dein Zustand hat Ähnlichkeit mit dem der Seherin, wie ihn Vergilius schildert: „sie ist aufgeregt und entflammt, sie ist voll von einem Geiste, der nicht der ihrige ist, sie rast und versucht, den gewaltigen Gott herauszuschütteln aus ihrer Brust." Du wandelst da und dorthin, um die Last abzuschütteln, die auf Dir liegt, aber gerade durch dieses Hin- und Herwerfen wird dieselbe unbequemer. So bedrücken ein Schiff ruhigliegende Lasten weniger, übereinanderrollende aber versenken es rascher nach der Seite, wo sie hinfallen. Was Du thust, alles gereicht Dir zum Nachteil, jede Bewegung schadet Dir, Du rüttelst einen Kranken. Ist aber jener Übelstand einmal aufgehoben, so wird Dir jeder Wechsel des Aufenthalts angenehm sein. Ob Du in die fernsten Länder verschlagen, in irgend einen Winkel eines barbarischen

Landes versetzt würdest: jeder Wohnsitz wird Dir freundlich erscheinen. Es kommt mehr darauf an, wie man selber ist, als wohin man geht. Wir sollen unser Herz nicht an irgend einen Ort hängen, sondern denken: ich bin nicht für einen Erdwinkel geboren, mein Vaterland ist die ganze Welt. Wäre Dir das klar, so könntest Du Dich nicht wundern, daß der Wechsel des Aufenthalts Dir nicht zusagte, weil Du nur aus Langerweile weiterzogst; jede beliebige Gegend hätte Dir gefallen, wenn Du jede für Deine Heimat gehalten hättest. Du wanderst nicht, Du irrst umher und treibst Dich um und wechselst Ort mit Ort, während doch, was Du suchst, überall zu haben ist, nämlich ein glückliches Leben.*) Wo geht es lauter zu als auf dem Forum? Aber auch da kann man ruhig leben, wenn es sein muß. Doch wenn ich die Wahl habe, fliehe ich den Anblick und die Nachbarschaft desselben, denn wie ungesunde Orte auch die festeste Gesundheit angreifen, so sind manche Plätze für ein gutes aber noch nicht völlig erstarktes Gemüt unzuträglich. Ich halte es nicht mit denen, welche sich mitten in die Flut stürzen, ein lärmendes Treiben lieben und großen Geistes täglich mit Widerwärtigkeiten kämpfen. Der Weise kann das ertragen, aber er sucht es nicht auf, er lebt lieber im Frieden, als im Kampf. Denn was nützt es, die eigenen Fehler abgethan zu haben, wenn man sich dann mit fremden herumschlagen muß! „Dreißig Tyrannen, sagst Du, umstanden den Sokrates und doch beugten sie alle miteinander seinen Mut nicht." Was liegt daran, wie viele Herren man hat? Die Knechtschaft

*) Ähnlich ist Goethe's bekanntes Wort:

„Willst Du immer weiter schweifen?
Sieh, das Gute liegt so nah!
Lerne nur das Glück ergreifen,
Denn das Glück ist immer da."

ist nur eine. Wer diese gering achtet, der ist frei, ob er auch tausend Herren über sich hätte.

Es ist Zeit zu endigen, zuvor aber habe ich den Botenlohn zu geben: „Erkenntnis des Fehlers ist der erste Schritt zum Heil." Ist das nicht wieder von Epicurus ein köstliches Wort? Wer gar nicht erkennt, daß er Fehler hat, der will nicht besser werden. Zuerst muß man sich selber tadeln, dann sich bessern. Manche rühmen sich sogar ihrer Fehler. Glaubst Du, derjenige denke an Heilmittel, welcher seine Fehler für Tugenden hält? Darum klage Dich selber möglichst an und führe eine Untersuchung gegen Dich. Spiele zuerst den Kläger, dann den Richter, und erst zuletzt den Freisprecher; manchmal aber strafe Dich auch selber.

Dreißigster Brief.

Den trefflichen Aufidius Bassus fand ich heruntergekommen und mit Altersschwäche kämpfend; diese bedrückt ihn schon so, daß er sich nicht mehr aufraffen kann; mit vollem Gewicht liegt gleichsam das Greisenalter auf ihm. Du weißt, daß er stets von schwacher, dürftiger Constitution war; er hat sich immer noch aufrecht gehalten oder genauer gesagt geflickt, ist nun aber plötzlich zusammengebrochen. Bei einem Schiffe, das Wasser einläßt, kann man wohl die eine oder andere Ritze verstopfen, wenn es aber einmal an vielen Stellen zugleich leck wird und auseinandergeht, dann ist nichts mehr zu machen; ebenso ists bei dem Leibe: die Gebrechlichkeit läßt sich eine Zeitlang hinhalten und stützen, aber wenn der Bau einmal ganz aus den Fugen geht und wenn ein Loch zugestopft wird, ein anderes aufgeht, dann muß man zusehen, wie man hinauskommt. Doch unser Bassus ist noch geistig munter. Das schafft die Philosophie; sie erhält den Menschen aufrecht auch bei den Gebrechen des Leibes, sie macht heiter und froh im An-

gesichte des Todes und läßt den Menschen nicht versinken, wenn auch seine Kräfte sinken. Ein tüchtiger Steuermann fährt weiter auch wenn die Segel zerrissen sind, und wenn er das Takelwerk eingebüßt hat, hält er doch noch mit dem Wrack den Kurs ein. So macht es auch unser Bassus; er sieht seinem Ende mit so ruhigem Gemüt und mit so gleichmütiger Miene entgegen, daß man das fast, wenn es sich um einen andern Menschen handelte, Leichtsinn nennen könnte. Mit aller Gemütsruhe von hinnen zu scheiden, wenn einmal die unvermeidliche letzte Stunde naht, das ist etwas Großes, lieber Lucilius, und man hat lange daran zu lernen.*) Bei andern Todesarten hat man noch Hoffnung: eine Krankheit kann aufhören, ein Brand gelöscht werden; bei manchem Einsturz wurden Leute sanft abgesetzt, von denen man glaubte, sie wären verschüttet; das Meer hat schon Menschen mit derselben Macht unbeschädigt ans Land geworfen, mit der es dieselben verschlungen hatte; der Soldat zog das Schwert zurück von einem Haupte, das schon dem Tode geweiht war: aber wen das Greisenalter zum Tode führt, der und der allein ist unrettbar verloren und hoffnungslos muß er bleiben. Auf keine Art stirbt der Mensch sanfter, aber auch auf keine langsamer. Bassus geht gleichsam sich selbst mit der Leiche, begräbt sich, überlebt seinen Tod und trägt sein Hinscheiden als ein Weiser. Er spricht oft über den Tod und sucht mit Eifer uns zu überzeugen, daß wenn etwas Unangenehmes oder Furchterregendes mit dieser Sache verbunden sei, dies nur Schuld des Sterbenden sei, nicht

---

*) Vgl. Schleiermacher Festpredigten Band II. Nr. 10. „Ein großes Gut ist es für den sterblichen Menschen, wenn er täglich gleichmütiger wird in Bezug auf dieses allgemeine menschliche Los, und nach Maßgabe wie er seinem Ende näher kommt, auch mit zunehmender Ruhe und Heiterkeit der Seele dem Abschied aus dieser Welt entgegensehen lernt, alles gern zurücklassend —" u. s. w.

des Todes, und daß das Sterben selbst sowenig ein Übel sei, als was etwa darauf folge. Wer fürchtet, was er nicht erleiden wird, ist so thöricht, als wer fürchtet, was er nicht fühlen wird. Oder glaubt jemand, man könne etwas empfinden, was seinem Wesen nach Empfindungslosigkeit ist? Somit ist der Tod so durchaus kein Übel, daß er alle Furcht vor Übeln aufhebt. Ich weiß, daß das schon oft gesagt wurde und noch manchmal wiederholt werden wird, aber wenn ich Ähnliches las oder hörte, machte es doch keinen so tiefen Eindruck auf mich, weil denen, welche sich so aussprachen, der Gegenstand der Furcht, der Tod, noch ferne war; die Worte von Bassus aber imponierten mir viel mehr, weil er dem Tode so nahe steht. Ich bin der Ansicht, man werde im Angesichte des Todes mutiger, als wenn man sich demselben erst von Ferne allmählich nähert. Ist der Tod einmal da, so entschließt sich auch der Zaghafte, das Unvermeidliche auf sich zu nehmen. So bietet der Gladiator, auch wenn er während des ganzen Kampfes furchtsam war, sich doch zuletzt mutig dem Gegner dar und giebt dem vorher unsichern Schwert desselben die rechte Richtung. Der allmählich nahende und doch gewisse Tod erfordert nachhaltigeren Mut: derselbe ist seltener und nur bei dem Weisen findet man ihn. Darum hörte ich unsern Bassus so gerne, weil er über das Wesen des Todes sprach, als ein Mann, der ihn in der Nähe gesehen. Am meisten Gewicht und Glauben fände wohl bei Dir ein Zeuge, der aus dem Tode wieder auflebte und aus eigener Erfahrung berichten könnte, der Tod sei kein Übel. Welche Unruhe das Nahen des Todes bringe, das werden Dir Leute, die dem Tode nahe waren, die ihn auf sich zukommen sahen und ihm entgegengingen, am besten sagen können. Zu solchen darfst Du Bassus zählen; er wollte uns nicht täuschen und er sagt, wer den Tod fürchte, der sei so thöricht, als wer das Alter fürchte. Wie das Alter nach

der Jugend kommt, so der Tod nach dem Alter; wer nicht sterben will, der wollte auch nicht leben. Das Leben ward uns gegeben mit der Bedingung des Sterbens, es ist ein Gang zum Tode. Den Tod fürchten ist verkehrt; man fürchtet ja nur etwas Ungewisses, Gewisses erwartet man ruhig. Der Tod ist notwendig, er ist recht und man kann ihn nicht besiegen. Wer kann sich beklagen, wenn er sich in einer Lage befindet, in der alle Menschen sind? Gleichheit ist ja das erste Stück in der Gerechtigkeit. Es ist unnötig, die Natur zu verteidigen; ihr Gesetz ist das unsrige: was sie verband, löst sie wieder auf und was sie auflöste, das verbindet sie wieder. Wem das Los zuteil wurde, nicht gewaltsam aus dem Leben gerissen, sondern allmählich durch das Greisenalter aus demselben hinausgeführt zu werden, der hat wahrhaftig Grund genug, allen Göttern zu danken, dafür daß er nun lebenssatt zu der Ruhe eingehen darf, die dem Menschen so nötig, dem Müden so erwünscht ist. — Manche wünschen den Tod und zwar angelegentlicher, als man um das Leben zu flehen pflegt. Ich weiß nicht von wem wir mehr Mut lernen können, ob von denen, welche den Tod sich erbitten, oder von denen, welche ihn heiter und ruhig erwarten. Jenes ist zuweilen eine Eingebung der Wut oder augenblicklicher Verzweiflung, letzteres ist die Ruhe einer festen Überzeugung. Mancher haßt den Tod und muß doch sterben; heiter nimmt ihn, wenn er kommt, nur der Mensch auf, der sich schon lange auf denselben vorbereitet hat. Ich habe den teuern Mann aus verschiedenen Gründen öfters besucht, um zu erfahren, ob er immer gleich gesinnt sei, oder ob mit den Körperkräften auch die Geistesfrische abnehme. Doch diese nahm immer zu, wie man an den Wagenlenkern sieht, daß sie um so freudiger werden, je mehr sie sich bei der siebenten Umfahrt der Siegespalme nähern. Als Epikuräer sagte er: „Für's Erste hoffe er,

der letzte Atemzug sei schmerzlos; wäre dies nicht der Fall, so habe er den Trost, daß es rasch vorübergehen werde, weil ja kein heftiger Schmerz lange Zeit währe. Jedenfalls, auch wenn das Scheiden von Leib und Seele mit Schmerzen verbunden sei, tröste er sich dessen, daß dies das letzte Leiden sei. Er zweifle aber nicht, daß die Seele eines Greises gleichsam schon auf den Lippen schwebe und ohne viel Kampf vom Leibe sich trennen werde. Ein Feuer, das noch tüchtigen Brennstoff vorfindet, muß durch Wasser, zuweilen auch durch Schutt gelöscht werden; hat es keine Nahrung mehr, so erlischt es von selbst."

Derartiges höre ich gerne, lieber Lucilius, nicht weil es mir neu wäre, sondern weil ich die Wahrheit hier so recht vor Augen sehe. — Haben aber nicht schon viele ihrem Leben gewaltsam ein Ende gemacht? Wohl sah ich das schon, aber diejenigen stelle ich doch höher, die dem Tode nahen ohne das Leben zu hassen, die ihn nicht gewaltsam herholen, sondern ihn an sich herankommen lassen. „Das quälende Gefühl, sagte er, zu zittern, wenn wir uns dem Tode nahe glauben, ist unsere Schwachheit. Wem ist denn der Tod fern? Überall und jeden Augenblick droht er ja! Wenn eine Todesursache uns nahe zu treten scheint, müssen wir nur bedenken, daß manches uns noch ernster bedroht, das wir gleichwohl nicht fürchten." Ein Feind drohte Einem mit dem Tode, aber eine Unverdaulichkeit kam dem zuvor. Wollen wir die Ursachen unserer Furcht unterscheiden, so finden wir, daß die einen wirklich sind, die andern nur auf Einbildung beruhen. Wir fürchten nicht den Tod, sondern den Gedanken an ihn; von ihm selbst sind wir allenthalben gleichweit entfernt. Ist der Tod zu fürchten, so muß man immer in Angst sein, denn jeden Augenblick bedroht er uns. — Doch ich besorge, so lange Episteln seien Dir verhaßter, als der Tod, darum Punktum! — Denke immer an den Tod, dann fürchtest Du ihn nie! —

Einunddreißigster Brief.

Ich erkenne jetzt meinen Lucilius; er beginnt sich als Den zu zeigen, der er zu werden versprach. Folge dem Zuge des Geistes, tritt nieder was der Pöbel für ein Gut hält und strebe immer nach dem Höchsten. Besser und größer will ich Dich nicht haben, als Du Dir selber vorgesetzt hast zu werden. Du hast einen breiten Grund gelegt: führe nun aus, was Du unternommen, und betreibe, was Dir im Geiste vorschwebt. Du wirst ein Weiser, kurz gesagt, wenn Du Deine Ohren zumachst. Mit Wachs dieselben zu verschließen, genügt aber nicht; Du brauchst eine dichtere Verklebung, als die war, deren Ulysses sich bei seinen Gefährten bedient haben soll. Die Stimme, die damals zu fürchten war, war süß, aber es war doch nur eine vereinzelte Stimme; die, welche Du fürchten mußt, kommt nicht nur von einer Klippe, sondern sie umtönt Dich von allen Seiten. Du mußt nicht nur an einem Orte, an welchem gefährliche Lust winkt, vorüberfahren, sondern an allen Stätten derart, darum sei taub gegen Deine besten Freunde. Sie meinen es vielleicht nicht schlimm, schaden Dir aber doch; willst Du glücklich sein, so bitte die Götter, daß Dir von dem, was jene Dir zugedacht haben, nichts zu teil werde. Die Dinge, mit denen sie Dich beladen wollen, sind keine Güter; es giebt nur ein Gut: Selbstvertrauen, das ist die Grundlage eines glücklichen Lebens. Dies wird Dir aber nur zu teil, wenn Du Anstrengung nicht scheust, sondern sie zu den Dingen zählst, die an sich weder gut noch schlimm sind. Eine und dieselbe Sache kann nicht das eine Mal schlimm sein, das andere Mal gut, das eine Mal leicht, das andere Mal schwer zu ertragen. „Anstrengung ist kein Gut!" Was dann? Die Geringachtung derselben. Den, der eiteln Dingen nachjagt, muß ich tadeln; wer nach Edlem strebt, den be-

wundere ich umsomehr, je mehr er sich Mühe giebt, je weniger er sich besiegen und zurückhalten läßt, und ich rufe ihm zu: „Auf, fasse frischen Mut, erstürme jene Anhöhe womöglich in einem Atem! Anstrengung stählt edle Menschen!" Nicht was Deine Eltern einst für Dich erbaten, sollst Du wünschen und wählen; für einen Mann, der so hoch steht, wie Du, wäre es überhaupt eine Schande, die Götter mit Bittgebeten zu bestürmen. Wozu Gebete? Mache Dich selber glücklich! Du kannst das, wenn Du erkennst, daß nur Tugendhaftes gut ist, Lasterhaftes aber übel. Wie nichts glänzen kann ohne die Einwirkung des Lichtes, und nichts schwarz ist, außer was Dunkel in sich hat, oder aufnimmt; wie es nichts Warmes giebt, ohne Beihilfe des Feuers, nichts Kaltes ohne Luft, so bewirkt die Gemeinschaft der Tugend und des Lasters das Edle oder das Schändliche. „Was ist gut?" Das Wissen. „Was ist übel?" Die Unwissenheit. Der ist klug und weise, der etwas je nach den Umständen verwirft oder erwählt. Aber das eine thut er nicht aus Furcht, das andere nicht aus Bewunderung, vorausgesetzt daß er einen großen, unbesiegbaren Geist hat. Laß Dich nicht besiegen und nicht beugen! Anstrengung nicht vermeiden, ist nicht genug; Du mußt sie aufsuchen. „Und welche Mühe ist wertlos und unnötig?" Die, welche gemeine Beweggründe hat. Ein Übel ist dieselbe aber nicht, so wenig als die Mühe, die man auf das Schöne verwendet. Die Beharrlichkeit fordert sich selbst zum Harten und Schweren auf und spricht: „was zögerst Du? Mühe scheuen ist nicht männlich!" Zur Vervollkommnung in der Tugend muß dann noch kommen eine gleichmäßige, durch alles harmonische Führung des Lebens; diese aber kommt nur aus richtiger Erkenntnis göttlicher und menschlicher Dinge. Das ist das höchste Gut; hast Du es, so bist Du der Götter Genosse, brauchst sie um nichts mehr zu bitten. — Du fragst: „wie gelange

ich dahin?" Der Weg führt nicht über das Peninische oder Grajische Gebirge, auch nicht durch die Wüsten Candaviens; weder die Syrten, noch Scylla und Charybdis mußt Du bereisen, die Du doch alle durchwandert hast einer geringen Prokuratur zulieb. Sicher und angenehm ist die Reise, die Natur hat Dich für dieselbe mit allem versehen; sie gab Dir was Dich zu Gott erhebt, wenn Du es nur nicht brach liegen lässest. Gott gleich kann das Geld Dich nicht machen: Gott hat nichts; auch ein purpurverbrämtes Kleid nicht: Gott ist nackt; Ruhm nicht, noch Großthuerei, noch die Kunde Deines Namens bei fremden Völkern: niemand kennt Gott; viele denken schlecht von ihm und er straft sie deswegen nicht. Auch ein Schwarm von Sklaven wird Dein Glück nicht ausmachen, die Deinen Tragsessel durch die Straßen der Städte und Dörfer tragen: der große, mächtige Gott trägt selber alles. Auch Schönheit und Stärke können Dich nicht glücklich machen; diese Dinge vertragen das Altwerden nicht. Man muß sich nach etwas umsehen, das nicht von Tag zu Tag abnimmt, dem sich nichts feindlich entgegenstellen kann. Und das ist ein erhabener, guter, großer Geist. Ist das nicht Gott selbst in einem menschlichen Leibe wohnend? Einen solchen Geist kann ein Sklave und ein Freigelassener ebensowohl haben als ein Herr von Adel. Was ist für ein Unterschied unter diesen Dreien? Es sind Namen, entstanden aus Ehrgeiz und Unrecht. Aus jedem Winkel kann man sich in den Himmel erheben. Schwing' Dich nur auf und bilde auch Dich der Gottheit würdig. Gold und Silber thun's nicht; aus diesen Stoffen kann kein Gebild gemacht werden, das der Gottheit ähnlich wäre. Denke daran, daß man die Götter in der Zeit, da sie noch am gnädigsten waren, aus Thon machte!

Zweiunddreißigster Brief.

Ich forsche nach Dir und frage jeden, der aus Deiner Gegend kommt, was Du treibest, wo Du seiest und mit wem Du lebest. Du kannst nicht mit mir reden, aber ich bin doch bei Dir. Lebe nur immer so, als ob ich alles hörte und sähe, was Du thust. Und weißt Du, was mich bei meinen Nachfragen am meisten freut? Das, daß ich nichts von Dir höre, daß die meisten, die ich nach Dir frage, sagen, sie wissen nicht, was Du thuest. Das ist gut, mit unähnlichen Menschen, die ganz anderes anstreben, gar nicht umgehen. Zwar habe ich das Vertrauen, daß Du bei Deinen Vorsätzen beharren und Dich nicht abwendig machen lassest, auch wenn ein ganzer Schwarm von Verführern Dich belagert, ich fürchte, nicht daß sie Dich anders machen, aber daß sie Dir hinderlich sind. Wer uns hindert, schadet uns viel; das Leben ist so kurz und man verkürzt es selber durch Unbeständigkeit, indem man bald dies, bald das beginnt; man zerreißt und zerstückelt es. Darum eile, lieber Lucilius, so rasch, als ob der Feind Dir auf dem Nacken wäre; fliehe, als ob Reiter hinter Dir her wären. Es ist auch so; man jagt Dir nach; eile, daß Du entrinnest. Mache, daß Du in Sicherheit kommst und bedenke recht, wie schön es sei, sein Leben zu vollenden vor dem Tode und dann mit Ruhe den Rest der Tage zu genießen im Besitz des ewigen Lebens, dessen Seligkeit durch längere Dauer nicht erhöht werden kann. O, wann wirst Du die Zeit erleben, da Du einsiehst, daß die Zeit Dich gar nichts angeht, wo Du still und friedlich, um das „morgen" unbekümmert, dahinlebst und Dir völlig genügen lässest an Dir selbst.*)

---

*) Schleiermacher (Monologen): „Beginne schon jetzt Dein ewiges Leben in steter Selbstbetrachtung. Sorge nicht um das, was kommen

Weißt Du, was die Menschen so begierig nach dem Künftigen macht? Das, daß die Leute sich selber nicht angehören.*) Deine Eltern haben einst für Dich allerlei Dinge erfleht; ich wünsche Dir Geringachtung alles dessen, was sie für Dich erbaten in Menge. Ihre Gelübde und Wünsche plündern ja andere, um Dich zu bereichern; was Dir zugewendet wird, muß einem andern entzogen werden. Ich wünsche Dir den Besitz Deiner selbst, daß Dein Geist nicht mehr durch unstäte Gedanken umgetrieben werde, sondern sicher und fest werde, daß er an sich selbst eine Freude habe, daß er die wahrhaftigen Güter kennen lerne, die man hat, sobald man sie kennt und wobei man dann weitere Lebensjahre nicht mehr begehrt. Der allein ist dem Gesetz der Notwendigkeit entnommen, hat seinen „Abschied" und ist frei, der *lebt*, *nachdem sein altes Leben hinter ihm liegt*.**) —

Sechsunddreißigster Brief.

Sprich nur Deinem Freunde zu, er möge hochsinnig diejenigen gering achten, die es mißbilligen, daß er den Schatten gesucht hat und die Muße, daß er seine Ämter niedergelegt und die Ruhe allem vorgezogen hat, da er es doch noch in der Welt hätte weit bringen können.

---

wird; weine nicht um das, was vergeht; sorge nur, daß Du Dich selbst nicht verlierest, und weine, wenn Du dahintreibst im Strome der Zeit, ohne den Himmel in Dir zu tragen."

*) Goethe: „Sehnsucht ins Ferne, Künft'ge zu beschwichtigen, beschäftige Dich heut' und hier im Tüchtigen."

**) Gustav Schwab:

„Deines innern Lebens Schwingen
Wachsen aus dem Erdentod.
Eh' Er konnt' ins Leben bringen
Hat auch Ihm das Grab gedroht.
Wenn aufs Leben Du verzichtet,
Dann beginnt Dein Lebenslauf.
Wenn Du Dich als *Staub* vernichtet
Stehst Du erst als *Wesen* auf."

Möge er ihnen täglich zeigen, wie klug er gehandelt hat. Wer beneidet wird, ist immer dem Wechsel ausgesetzt: die einen werden erdrückt, die andern stürzen. Das Glück ist ein ruheloses Ding; das Rad geht immer herum und das Gehirn wird durch allerlei in Aufregung erhalten. Jeder wird zu etwas Anderem aufgereizt; der eine strebt nach Macht, der andere nach Wohlleben; der eine wird aufgeblasen, der andere verweichlicht, ein dritter geht ganz zu Grunde. Einige können es auch ertragen, wie den Wein. Laß Dir nicht weismachen, es sei ein Glück, von vielen Leuten belagert zu werden; ja man läuft zu einem solchen Mann hin, wie zu einem Teiche; man schöpft aus ihm und macht ihn trübe. Man nennt Deinen Freund jetzt einen unthätigen Menschen, der sich mit Kleinigkeiten abgebe; so schwätzen eben manche verkehrtes, widerspruchsvolles Zeug heraus! Vorher nannten sie ihn glücklich; war er's darum? Auch das geniert mich nicht, daß einige von ihm sagen, er sei zu rauh und finster. Aristo sagte, ein ernster junger Mensch sei ihm lieber, als ein lustiger, an dem alles ein Wohlgefallen habe; der Wein werde gut, den man als neu für zu rauh und herb halte, wenn er aber gleich anfangs wohlschmecke, so sei er nicht haltbar. Mögen ihn die Leute immerhin einen finstern Mann schelten, der sein eigener Feind sei; mit der Zeit wird sich dieses finstere Wesen schon geben. Er möge nur fortfahren, die Tugend zu üben und edle Studien einzuschlürfen, nicht solche, mit denen man sich einen äußern Anstrich geben kann, sondern gründliche, die den Menschen befriedigen; jetzt ist für ihn die Zeit des Lernens. „Ist die nicht immer?" Freilich; studieren schickt sich für jedes Lebensalter, aber doch nicht sich unterrichten lassen. Ein alter Mann, der erst die Elementarfächer lernt, muß sich schämen und wird ausgelacht. Der Jüngling muß sammeln, der Greis brauchen. Du wirst etwas recht Gutes stiften, wenn Du an der Besserung Deines Freundes möglichst

mitarbeitest. Man sagt, solche Wohlthaten müsse man suchen und erweisen, bei denen das Geben und das Empfangen gleich vorteilhaft ist; und unstreitig sind das die edelsten. Übrigens hat er jetzt keine freie Wahl mehr, er hat sein Versprechen gegeben und es ist weniger schimpflich, einen Gläubiger zu täuschen, als eine schöne Hoffnung. Um seine Schulden abzutragen, braucht der Kaufmann günstige Seefahrt, der Landmann reichen Ertrag von dem Felde, das er bebaut, und die Gunst des Himmels; jene anderen Schulden kann man tilgen mit dem bloßen guten Willen. Sittliche Eigenschaften sind dem Zufall nicht unterworfen; darnach trachte er, jene ungetrübte Ruhe der Vollendung zu erlangen, für welche es weder einen Verlust giebt, noch einen Gewinn, und immer gleichmütig zu bleiben, wie auch die Würfel fallen. Werden ihm Dinge zu teil, welche die Menge für Güter hält, so wird er darüber erhaben bleiben; verliert er etwas davon, oder gar alles, so wird ihn das nicht niederschlagen. Wäre er im Lande der Parther geboren, so würde er schon als Knabe den Bogen spannen, oder in Deutschland den leichten Wurfspieß schwingen; hätte er zur Zeit unserer Vorfahren gelebt, so hätte er reiten und den Feind aus der Nähe durchbohren gelernt. Dergleichen empfiehlt und gebietet einem jeden der Volksbrauch. Auf was hat er aber in seinen jetzigen Umständen zu denken? Auf das, was gegen alle Geschosse und Feinde gut ist: auf die Geringachtung des Todes, der in der That etwas Furchtbares an sich hat und etwas Abschreckendes, weil eben jeder Mensch von Natur sein Leben zu erhalten wünscht. Führte uns ein Naturtrieb dem Tode ebenso entgegen, wie wir zur Selbsterhaltung angetrieben werden, so wäre es nicht nötig, sich gegen ihn zu rüsten und zu waffnen. Um nötigen Falles auf Rosen liegen zu können, darauf übt man sich nicht ein; aber um auch unter Foltern

standhaft zu bleiben, um im Notfall sogar stehend und verwundet auf dem Walle die Nacht durchwachen zu können, ohne sich auf den Speer zu stützen, weil sonst die Gefahr des Einschlafens größer ist: darauf muß man sich einüben durch Abhärtung. Der Tod ist kein Ungemach; sollte er das für uns sein können, so müßten wir noch existieren. Und fesselt Dich der Wunsch, länger fortzubestehen, so bedenke, daß nichts von dem, was unsern Augen entschwindet und in den Schoß der Natur zurückkehrt, aus dem es entstand, damit ganz verloren geht. Es hört zwar auf, so zu sein, wie bisher, aber es wird nicht vernichtet. Der Tod, den man fürchtet, und von dem man nichts hören will, unterbricht unser Leben, aber er löscht es nicht gänzlich aus. Es kommt ein Tag, welcher uns wieder ins Licht zurückführt. Das würden sich manche verbitten, wenn sie nicht die Vergangenheit vergessen hätten. Später einmal will ich Dir ausführlich beweisen, daß alles, was zu vergehen scheint, nur verwandelt wird. Man kann ruhig scheiden, wenn man weiß, daß man wiederkehrt. Betrachte den in sich zurückkehrenden Kreislauf der Dinge, so wirst Du finden, daß nichts in dieser Welt vernichtet wird, sondern daß alles nur abnimmt und wieder wächst. Der Sommer vergeht, aber im nächsten Jahre kommt er wieder; der Winter hat müssen weichen, aber die bestimmten Monate bringen ihn wieder; die Nacht verschlingt die Sonne, aber das Licht wird wiederum die Nacht vertreiben. Der Lauf der Gestirne bringt wieder, was vergangen ist; sinken Sterne dort im Westen: andre gehn im Osten auf!

Nur Eines noch zum Schluß: Kinder, junge Leute und Verrückte fürchten den Tod nicht. Es wäre doch eine Schande, wenn uns die Vernunft nicht verschaffen könnte, was jenen die Unvernunft gewährt: Furchtlosigkeit.

Einundvierzigster Brief.

Wenn Du, wie Du schreibst, beharrlich strebst nach einer edeln Gesinnung, so thust Du etwas recht Gutes und Heilsames; Du brauchst das aber nicht zu wünschen, Du hast es ja selber in der Hand und kannst es thun. Du brauchst nicht die Hände gen Himmel zu erheben oder den Tempeldiener zu bitten, daß er Dich zu gewisserer Erhörung ganz nahe zu dem Ohre des Götterbildes hinzugelangen lasse: Gott ist Dir nahe, er ist bei Dir, in Dir. Ja, mein lieber Lucilius, ein heiliger Geist wohnt in uns, der alles Böse und Gute an uns beobachtet und darüber wacht. Wie wir ihn behandeln, so ist er auch gegen uns; niemand ist ein guter Mensch ohne Gott. Oder kann sich jemand aufschwingen zum Glück ohne ihn? Ist Er es nicht, der den Menschen große und erhabene Gedanken eingiebt? In jedem wackern Manne wohnt ein Gott; welcher? — das kann ich nicht sagen. Wenn Du eintrittst in einen Wald von alten, ungewöhnlich hohen Bäumen, in welchem das Durcheinander von Ästen und Zweigen Dir den Anblick des Himmels entzieht: weckt nicht die Erhabenheit eines solchen Haines, die Stille des Ortes, der wunderbare Schatten dieses freien und doch dichten Gewölbes in Dir den Glauben an ein höheres Wesen? Und wo sich in unterhöhltes Gestein unter eines Berges Überhang eine Grotte hineinzieht, nicht von Menschenhänden gemacht, sondern von Natur so ausgeklüftet, durchdringt da nicht Dein Gemüt eine Art von Religion? Wir heiligen die Quellpunkte großer Flüsse; wo aus dunklem Grunde ein Wasser herausbricht, da steht ein Altar; warme Quellen verehren wir; mancher See wird für heilig gehalten wegen seines schattigen Dunkels, oder wegen seiner unergründeten Tiefe. Triffst Du irgendwo einen Menschen, unerschrocken

in Gefahren, unberührt von Lüsten, glücklich im Unglück, ruhig mitten im Sturm, erhaben über die gewöhnlichen Sterblichen, auf gleicher Stufe mit den Göttern: erfaßt Dich nicht auch da Ehrfurcht? Mußt Du nicht sagen: ein solch erhabenes Wesen ist doch etwas anderes als nur ein elender Leib? Eine göttliche Kraft waltet da; einen so vorzüglichen Geist, voller Maß, erhaben über alles Kleinliche, der lächelt über das, was wir andern fürchten oder erstreben: einen solchen belebt eine himmlische Macht; etwas derartiges giebt es nicht ohne Mitwirkung einer Gottheit. Dem größeren Teile nach gehört ein solcher Geist den Regionen an, aus denen er herabkam. Wie die Strahlen der Sonne zwar die Erde berühren, aber doch nur dort zu Hause sind, von wo sie herkommen, so verkehrt ein großer heiliger Mensch, der zu uns gesandt wurde, daß wir das Göttliche besser kennen lernen, zwar mit uns, gehört aber eigentlich doch seiner ursprünglichen Heimat an; dorthin blickt und strebt er; unter uns wandelt er als ein höheres Wesen. Und wer gehört in diese Klasse? Wer nur auf diejenigen Güter sich verläßt, die ihm eigen sind. Was ist thörichter, als Fremdes an jemand rühmen? was ist unsinniger, als etwas an einem Menschen bewundern, was von diesem im Nu auf einen andern übergehen kann? Goldene Zügel machen ein Pferd nicht besser. Ein ungezähmter Löwe mit natürlichem Feuer tritt anders auf, als einer mit vergoldeter Mähne, den man zahm gemacht hat, um ihm den Schmuck anzulegen. Der feurige in seiner Natürlichkeit, dessen Schmuck gerade darin besteht, daß man ihn nicht ohne Grauen anblicken kann, wird gewiß dem matten, vergoldeten, vorgezogen. Jeder soll sich nur dessen rühmen, was wirklich ihm selbst zugehört. Wir preisen den Weinstock, dessen fruchtbeladene Reben mit ihrem Gewichte selbst die Stütze niederziehen, welche man ihnen gab; wer wollte dem einen Weinstock mit goldenen Trauben und Blättern vorziehen? Am Wein-

stock ist seine Fruchtbarkeit das Schöne, am Menschen sein eigenes Wesen. Er kann eine hübsche Dienerschaft haben, ein schönes Haus, reichen Feldertrag, viel Geld: nun ja, das hat er alles, aber zu seinem Wesen gehört es nicht;*) lobe an ihm, was ihm eigentümlich ist, was ihm weder gegeben noch genommen werden kann. Und was wäre das? Seine Vernunft und sein gebildeter Geist. Der Mensch ist ein vernünftiges Geschöpf; erfüllt er diese seine Bestimmung, so wird er vollkommen. Und was verlangt die Vernunft von ihm? Etwas ganz Leichtes: naturgemäß leben! Aber der herrschende Unsinn macht, daß man das nicht so leicht durchführt. Einer reißt den andern hinein in Fehler und wie können wir zum Heil gelangen, wenn niemand Halt gebietet, wenn alle Welt uns tiefer hineintreibt?

Vierundvierzigster Brief.

Du redest von Dir wieder so geringschätzig und behauptest, Natur und Geschick seien Dir nicht günstig gewesen; und doch steht es ganz bei Dir, Dich über die Menge zu erheben und zum höchsten Glück Dich aufzuschwingen. Hat die Philosophie viel Gutes, so gehört auch das dazu, daß sie nicht nach dem Stammbaum eines Menschen fragt. Geht man auf die Uranfänge zurück, so stammen wir alle von Gott ab. Du bist römischer Ritter; zu diesem Rang hat Dich Deine Thätigkeit erhoben; vielen fürwahr ist diese Stufe nicht zugänglich. Nicht jeder kann in die Kurie kommen; auch beim Regiment liest man die Genossen von Mühe und Gefahr sorgfältig aus: ein edler Sinn aber ist allen möglich; so sind wir

*) „Hast Du etwas, so teile mir's mit und ich zahle, was recht ist;
Bist Du etwas, o dann tauschen die Seelen wir aus."
Schiller.

alle von Adel.*) Die Philosophie weist niemand zurück und bevorzugt niemand, sie leuchtet allen. Sokrates war kein adliger Herr; Kleanthes trug Wasser und verdingte sich zum Begießen eines Gartens; Plato war nicht adelig, als er sich der Philosophie zuwendete, aber er wurde es durch sie. Zweifelst Du, diesen gleichkommen zu können? Sie alle sind Deine Ahnen, wenn Du Dich ihrer würdig benimmst. Thue das und sei überzeugt, daß Du niemandem nachstehst an Adel. Wir haben alle gleichviele Ahnen; unser aller Ursprung liegt weiter zurück als die Erinnerung reicht. Plato sagt, jeder König habe Sklaven und jeder Sklave Könige in seinem Stammbaum. Im Lauf der Zeiten hat das Schicksal alles durcheinandergeworfen. Wer ist also von Adel? Jeder, den die Natur gut und tüchtig geschaffen hat. Darauf allein hat man zu achten. Will man sich auf alte Zeiten berufen, so stammt jeder aus einer Zeit, vor welcher es nichts gab. Von Anfang der Welt bis auf die Gegenwart haben wir vor uns eine lange Reihe von Vorfahren, die abwechslungsweise edel oder unedel waren. Ein Saal mit rauchgeschwärzten Ahnenbildern macht uns nicht edel; kein anderer hat für unsern Ruhm gelebt; was vor unserer Zeit war, geht uns nichts an. Die Gesinnung adelt den Menschen; durch sie kann jeder über die Gunst des Geschicks sich erheben, welchem Stande er auch von Hause aus angehören mag. Gesetzt, Du seiest nicht römischer Ritter, sondern ein Freigelassener; Du kannst es auch so dahin bringen, unter Freigeborenen der einzig Freie zu sein. Wie? Wenn Du zwischen schlimm und gut recht unterscheidest, nicht wie das Volk thut. Man muß darauf sehen, wo etwas hinführt, nicht wo es herkommt. Giebt es etwas, was das Leben glücklich

---

*) „Adel ist auch in der sittlichen Welt; gemeine Naturen zahlen mit dem, was sie thun, edle mit dem, was sie sind."
Schiller.

macht, so ist das mit vollem Recht ein Gut; es kann sich nie in ein Übel verwandeln. Jeder wünscht ein glückliches Leben, aber darin irrt man, daß man die Mittel für die Sache selbst hält, und so vom glücklichen Leben abkommt, während man es erstrebt. Festbegründete Ruhe und unerschütterliche Zuversicht sind die Grundlagen desselben; dagegen sammelt man sich selber Gegenstände des Ärgers und trägt, ja schleppt auf der gefahrvollen Lebensstraße allerlei Lasten. So entfernt man sich immer mehr von dem gewünschten Ziele, steht sich selbst im Wege und kommt bei aller Mühe zurück, statt vorwärts. Es geht solchen wie einem, der in einem Labyrinth umherrennt: eben die Hast vermehrt die Verwirrung.

Fünfzigster Brief.

Deinen Brief erhielt ich erst mehrere Monate nachdem Du ihn abgesandt hattest; darum hielt ich es auch für überflüssig, den Überbringer nach Dir zu befragen; er hätte ein gutes Gedächtnis haben müssen, um sich daran noch zu erinnern und Du lebst hoffentlich so, daß ich immer weiß, was Du thust, Du magst weilen wo Du willst. Du thust ja doch nichts anderes, als Dich täglich besser machen, irgend einen Irrtum ablegen und erkennen, daß der Fehler an Dir liege, während Du ihn zuvor in den Dingen außer Dir suchtest. Wir meinen oft, Örtlichkeiten und Umstände seien an etwas schuld; aber wenn wir auch uns anderswohin begeben: die Sache bleibt sich gleich.

Du weißt, daß Harpaste, die Närrin meiner Frau, als eine Art Erblast bei uns wohnt; ich für meine Person bin solchen merkwürdigen Geschöpfen abhold und wenn ich mich über einen Narren erlustigen will, brauche ich nicht weit zu gehen, ich lache über mich selbst. Diese verrückte Person nun verlor rasch das Augenlicht und — kaum glaublich, aber dennoch

wahr — sie weiß nicht, daß sie erblindet ist; sie verlangt zuweilen von ihrem Aufseher, man müsse ausziehen und behauptet, das Haus sei ganz finster geworden. Wir lachen über sie und doch geht es uns oft auch so, nicht wahr? Niemand weiß, daß er geizig ist, oder genußsüchtig. Die Blinden suchen doch einen Führer, wir aber irren ohne einen solchen umher und sagen: „ehrgeizig bin ich nicht, aber in Rom muß man doch irgend etwas sein; Aufwand mache ich nicht, aber das Leben in der Stadt bringt große Ausgaben mit sich; ich bin nicht verantwortlich für meine Zornsucht, für meine schwankende Lebensweise, meine Jugend ist schuld daran."

Warum so sich selber anlügen? Der Fehler ist nicht außer uns, er hat seinen Sitz in unserem Innern, und darum gelangen wir so schwer zur Genesung, weil wir nicht wissen, daß wir krank sind. Auch wenn wir anfingen, uns heilen zu lassen, brauchten wir lange, um so viele Krankheiten los zu werden; aber wir suchen nicht einmal einen Arzt, der, rechtzeitig berufen, weniger Mühe hätte. Das noch zarte und unverderbte Gemüt würde eher folgen, wenn man ihm das Richtige angiebt; nur wer schon von der Natur ganz abgekommen ist, kehrt schwer zu ihr zurück. Erröten wir, Vernunft anzunehmen? ist es eine Schande, jemand aufzusuchen, bei dem man das lernen kann? Man glaube ja nicht, daß ein so hohes Gut uns ganz von selbst zufalle: man muß sich darum bemühen, und wahrlich die Mühe ist nicht so sehr groß, nur muß man, wie gesagt, mit der Bildung und Besserung seiner selbst anfangen, ehe man im verkehrten Wesen hart geworden ist. Doch auch dann braucht man die Hoffnung nicht aufzugeben; beharrliche Mühe, aufmerksame und gewissenhafte Sorgfalt überwinden alles. Ganz verkrümmte Bäume lassen sich gerade ziehen; Balken, die schief geworden, bringt man durch Wärme wieder in die

rechte Richtung; ist etwas auch anders gewachsen, wird es nach unserem Bedürfnis umgeformt. Viel leichter aber nimmt die Seele eine Gestalt an, denn sie ist ein biegsames Wesen, das leichter als irgend eine Flüssigkeit in eine Form sich bringen läßt. Sie ist eine Art von Äther und Du weißt, daß dieser feiner und somit auch leichter ist, als jeder andere Stoff. Ob wir gleich schlimm sind und das Böse uns schon lange beherrscht, lieber Lucilius, dürfen wir darum doch eine gute Hoffnung haben. Die schlimme Gesinnung ist bei jedem Menschen das erste, die bessere folgt nach; jeder Mensch ist zum voraus eingenommen; tugendhaft werden heißt Fehler ablegen. Um so mutiger aber muß man an das Werk der eigenen Besserung gehen, weil das Gute, das man errungen, beständig bleibt. Die Tugend verlernt man nicht. Das Widrige, Böse wächst nicht auf unserem eigenen Boden, darum kann man es vertreiben und ausrotten; was an seine Stelle kommt, (das Bessere), das sitzt dann fest. Die Tugend ist das Naturgemäße: die Laster sind der Natur zuwider und feind. Hat man die Tugend einmal in das Herz aufgenommen, so zieht sie nicht leicht wieder aus, man kann sie bewahren; aber der erste Zugang zu ihr ist steil, weil das schwache, kranke Herz das fürchtet, was es noch nicht erprobt hat. Darum muß man sich selbst zum Anfang zwingen. Bald kommt einem dann die Arznei nicht mehr so bitter vor; endlich nimmt man sie gern, weil man ihre heilsame Wirkung verspürt. Über andere Heilmittel ist man erst nachher froh, wenn man die Gesundheit erlangt hat; die Philosophie ist zu gleicher Zeit heilsam und süß.

Einundfünfzigster Brief.

Jeder nach seiner Art, lieber Lucilius! Du hast dort den Ätna, jenen weltbekannten Berg Siciliens, welchen

Messala oder Valgius (bei beiden fand ich denselben Ausdruck) „den einzigen" nennt; warum — das ist mir nicht ganz klar, da es ja viele feuerspeiende Punkte giebt, tieferliegende und höhergelegene; letzteres ist häufiger, weil das Feuer gerne hoch steigt. Ich für meine Person muß mit Bajä zufrieden sein, das ich übrigens schon am Tage nach meiner Ankunft wieder verließ; es ist zwar ein von der Natur reich begabter Platz, aber man muß ihn meiden, weil die Üppigkeit dort ihren Thron aufgeschlagen hat. Darf man denn aber irgend einem Orte Haß ankündigen? Das nicht; doch wie einem weisen und rechtschaffenen Manne eine Kleidung besser paßt, als die andere, und ein solcher zwar keiner Farbe abhold ist, aber manche doch nicht für passend hält für den, der einfach erscheinen will: so giebt es auch Gegenden, welche der Weise, oder der Freund der Weisheit meidet, weil sie für edle Sitten nicht zuträglich sind. Will er in der Stille leben, so wird er Canopus nicht wählen, obwohl Canopus keinem Menschen verbietet, vernünftig zu leben, so wenig als Bajä. Doch hat dieser Ort angefangen, ein Tummelplatz aller Laster zu sein. Dort erlaubt sich die Üppigkeit sehr viel und tritt rücksichtsloser auf, als ob man gerade da ein besonderes Recht dazu hätte. Man muß einen Aufenthaltsort wählen, der nicht nur dem Leibe, sondern auch dem geistigen Leben zuträglich ist; in Gesellschaft von Henkersknechten möchte ich nicht wohnen, zwischen Garküchen ebensowenig. Warum soll ich Betrunkene ansehen, die am Gestade hintaumeln, oder schmausende Gesellschaften, die mit Musik in Schiffen fahren und andere Ärgernisse, mit denen die Schwelgerei dort noch großthut? Man muß bestrebt sein, den Reiz zum Laster möglichst zu vermeiden; man muß fest werden und sich von den schmeichelnden Lüsten fern halten. Ein Winter hat den Hannibal ruiniert; den Mann, dem das Eis der Alpen nichts anhaben konnte,

den hat das üppige Leben in Kampanien zu Grunde gerichtet. Mit Waffen hat er gesiegt; von Lüsten ist er besiegt worden. Auch **wir** müssen Kriegsdienste thun und zwar haben wir einen Dienst, der niemals Rast und Ruhe gestattet. **Die Vergnügungssucht muß hauptsächlich bekämpft werden**, sie, welcher, wie Du siehst, auch sehr kräftige Charaktere zur Beute geworden sind. Wer sich die Größe seiner Aufgabe klar gemacht hat, der wird erkennen, daß alles weichliche Wesen ganz abgethan werden muß. Wozu warme Bäder und Schwitzzimmer mit trockenen Dämpfen, bestimmt dem Körper die Feuchtigkeit zu entziehen? Die Arbeit allein treibe den Schweiß aus! Würden wir es machen wie Hannibal, den Gang der Dinge unterbrechen, den Krieg aufgeben, den Leib pflegen, so würde jedermann das mit Recht tadeln als unzeitige, einem Sieger gefährliche Unthätigkeit, doppelt gefährlich für einen, der noch nicht einmal ein Sieger ist. Wir dürfen uns noch weniger erlauben, als jene punischen Krieger: weichen wir, so ist die Gefahr für uns größer; selbst wenn wir ausharren, ist die Aufgabe größer. Das Schicksal führt einen Krieg gegen mich; ich will nicht thun, was es verlangt; ich lasse mir kein Joch auflegen, oder, was noch schwerer ist, ich schüttle dasselbe ab. Man darf nicht nachgeben. Läßt man sich von der Lust besiegen, so gelingt das auch dem Schmerz, der Arbeit, der Armut; Ehrgeiz und Zorn werden das gleiche Recht beanspruchen; von allen Leidenschaften werde ich dann am Ende herumgezerrt und zerfleischt. Die Freiheit ist der Preis, um welchen gerungen wird. Und was heißt das, frei sein? Nicht der Sklave sein irgend eines Dings, irgend einer Notwendigkeit oder eines Zufalls, sich ebenso hoch stellen, als das Schicksal steht; es wird nichts über mich vermögen, wenn ich stärker bin; ich brauche mir nichts von demselben gefallen zu lassen: ich kann jeden Augenblick aus dem Leben gehen.

Um mit solchen Betrachtungen sich gehörig beschäftigen zu können, muß man ernste, geweihte Orte aufsuchen. Eine allzuliebliche Gegend macht weichlich; unstreitig kann die Gegend dazu beitragen, die Thatkraft lahm zu legen. Zugtiere, deren Hufe auf hartem Boden hart geworden sind, können auf jeglichem Wege gehen; solche, die auf weicher sumpfiger Weide aufgezogen worden sind, fallen rasch ab. Tüchtiger ist der Soldat, der aus dem Gebirge kommt; der verwöhnte Städter ist träg. Für die Hand, welche vom Pfluge weg zu den Waffen griff, ist keine Arbeit zu schwer; wer von Pomade duftet, ist dahin, wenn er einmal im Staube der Straße tüchtig marschieren muß. Strenge Zucht in rauher Gegend macht stark und befähigt zu großen Unternehmungen. Linternum war für Scipio ein anständigerer Verbannungsort als Bajä; er wollte sich nach seinem Sturze nicht so weichlich betten. Auch Marius, Pompejus und Cäsar, die Männer, denen das Schicksal des römischen Volkes zuerst die Staatsgewalt übertrug, bauten zwar in der Gegend von Bajä Villen, setzten dieselben aber auf die Gipfel der Berge hinauf. Es sah militärischer aus, so von hoher Warte herab das ebene Land zu überblicken. Betrachtet man die erwählte Lage und die Bauart, so wird man finden, daß es eher Festungen waren, als Villen. Glaubst Du wohl, Cato von Utica hätte mögen eine Wohnung haben, von der aus er die vorüberschiffenden Dirnen hätte zählen können und die vielen buntbemalten Gondeln betrachten und die auf dem ganzen See schwimmenden Rosen, und wo er die nächtlichen Wettgesänge hätte mit anhören können? Hätte er nicht lieber sein Leben im Lager zugebracht, als eine Nacht auf diese Weise? Wird nicht, wer auf den Namen Mann Anspruch macht, sich lieber durch die Schlachttrompete aus dem Schlafe wecken lassen, als durch ein kunstmäßiges Musikstück? Doch genug des Haders mit Bajä! Der Kampf gegen die Laster

aber, lieber Lucilius, soll kein Ende nehmen; verfolge sie; ich bitte Dich, ohne Maß und Ziel, denn sie kennen selber weder Maß noch Ziel. Wirf von Dir, was Dein Herz zerreißt; ja reiße Dein Herz selber aus, wenn Du anders nicht Meister werden kannst. Die Lüste hauptsächlich treibe aus und sei ganz unerbittlich gegen sie. Sie gleichen den Raubmördern, welche die Egypter „Phileten" nennen: sie umarmen uns, um uns zu erwürgen.

Vierundfünfzigster Brief.

Längere Zeit war ich von Krankheit frei gewesen, plötzlich aber wurde ich von ihr wieder befallen. „In welcher Art?" fragst Du mit Recht, da ich mit allen Arten bekannt bin. Doch eine Art packt mich besonders gerne; ich brauche ihr nicht den griechischen Namen zu geben, ich kann sie ja ganz deutlich Brustkrampf nennen. Der Anfall gleicht einem Sturm; er ist nur ganz kurz; in einer Stunde ungefähr ist alles vorbei. Lange Zeit kann ja das Sterben nicht währen. Ich habe schon alle Beschwerden und Gefahren des Leibes durchgemacht, aber keine erscheint mir lästiger, als diese. Inwiefern? Weil alles andere doch nur eine Krankheit ist, dies aber ist ein Kampf ums Leben, weshalb es die Ärzte „Vorstudium des Todes" nennen. Einmal geschieht ja dem Atem, was ihm hier droht (er steht still).

Glaubst Du, ich sei nun sehr froh darüber, daß ich entronnen? Freute ich mich über diesen Ausgang der Sache, als über meine Rettung, so wäre ich so thöricht, als ein Mann, der in einer Rechtssache gesiegt zu haben glaubt, wenn er einen verlängerten Termin bekam. Selbst während jener Erstickungsanfälle suchte ich mich immer durch frohe, mutvolle Betrachtungen zu beruhigen. Der Tod packt mich oft an, dachte ich. Mag er! Ich kenne ihn auch schon lange. Seit wann? Ehe ich geboren ward.

Wenn das, was existierte, nicht mehr ist, so nennt man dies Tod. So viel ist mir klar: nachher wird es sein, wie es vorher war, ehe ich lebte. Ist das Sterben ein Unglück, so müßte es auch ein Unglück sein, vorher nicht da zu sein; das empfinden wir aber nicht als solches. Wäre es nicht ein Unsinn, zu glauben, die Lampe sei übler daran, wenn sie ausgelöscht ist, als vorher, da sie noch brannte? Auch wir werden gleichsam angezündet und wieder ausgelöscht. In der Zwischenzeit haben wir zu leiden; vorher und nachher herrscht völlige Ruhe. Darin, lieber Lucilius, irren wir, daß wir meinen, der Tod sei etwas, was erst zuletzt kommt; er war schon vorher da und er kommt nachher wieder. Ehe wir geboren wurden, waren wir auch tot. Noch nicht — oder nicht mehr existieren ist ganz dasselbe; es ist eben jedesmal ein Nichtsein. —

Mit derartigem stillschweigendem Zuspruch (reden konnte ich natürlich nicht —) suchte ich mich immer aufzurichten. Endlich gab es bei den Atmungsbeschwerden, die schon zum Ringen nach Luft sich gesteigert hatten, längere Pausen, dieselben wurden schwächer und ließen zuletzt ganz nach. Aber auch jetzt, obwohl der Krampf vorüber ist, geht das Atmen doch noch unregelmäßig; ich spüre noch eine Hemmung und einen Anstoß. Sei es, wie es will; es bekümmert mich nicht sehr. Dessen darfst Du sicher sein: ich fürchte die letzte Stunde nicht; ich bin schon jetzt vorbereitet und mache mich täglich aufs Sterben gefaßt. Den Mann preise und folge seinem Beispiele, der gerne stirbt, während er doch auch noch gerne leben kann. Erst dann gehen, wenn man hinausgejagt wird, das wäre ja kein Verdienst; doch ist auch das etwas. Ich lasse mich hinausjagen und gehe zugleich freiwillig. Eigentlich hinausgejagt wird der Weise nie, denn hinausjagen heißt ja, einen von einem Orte vertreiben, von wo er nur ungern geht. Der Weise thut

gar nichts unwillig; er entgeht der Notwendigkeit, weil er das, was sie erzwingen will, freiwillig thut.

Sechsundfünfzigster Brief.

Stille ist doch wahrlich zum Studieren nicht so nötig, als man gewöhnlich glaubt. Rings umtönt mich hier mancherlei Geräusch, denn ich wohne gerade über dem Bade. Denke Dir alle Arten von Tönen, die das Ohr beleidigen können: Kraftmenschen halten ihre Übungen und schwingen ihre mit Bleistücken beschwerten Hände; sie arbeiten sich ab, oder thun wenigstens so, ich höre ihr Stöhnen und ein heftiges Zischen, wenn sie den zurückgehaltenen Atem ausstoßen; ein träger Salber betreibt auf die gemeinste Weise sein Geschäft, ich höre wie seine Hand auf den Schultern aufklatscht, was einen verschiedenen Ton giebt, je nachdem die Hand hohl oder flach auffällt; kommt noch einer dazu, der mit einem Ball rasselt und anfängt, seine Ballschläge zu zählen, so wirds noch toller. Denke Dir dazu das Zanken und das Geschrei, wenn ein Dieb abgefaßt wird, das Singen von Leuten, denen beim Baden ihre Stimme gar wohl gefällt, das gewaltige Plätschern des Wassers, das entsteht, wenn jemand in das Bassin hineinspringt; außer diesen doch immerhin naturgemäßen Tönen die dünne schrille Stimme eines Haarausrupfers, der immer schreit, um sich bemerklich zu machen, und nicht eher schweigt, als bis er einen rupfen kann, wobei dann dieser zu schreien anfängt; endlich die verschiedenen Rufe der Kuchen-, Wurst- und Brothändler, von denen jeder seine Ware mit einer eigentümlichen Modulation anpreist. „Du mußt von Eisen sein, oder taub, wirst Du sagen, wenn Du nicht verrückt wirst bei so verschiedenem mißtönendem Geschrei; unsern Chrysippus bringt ja schon eine lange Reihe von Besuchen fast unter den Boden." Aber ich kann Dir versichern, daß dieses Getöse mich sowenig afficiert, als ein rauschen-

der Bach, oder ein Wasserfall. Übrigens hat auch einmal ein Volk eine Stadt verlegt, nur weil die Leute das Rauschen des Nilfalls nicht mehr ertragen konnten. Stimmen von redenden Leuten stören mich mehr, als gewöhnlicher Lärm, denn jene nehmen den Geist in Anspruch, dieser schlägt nur an das Gehör und füllt es. Zu den Dingen, die mich umtönen ohne mich zu stören, nehme ich hin- und herfahrende Karren, einen in der Nähe arbeitenden Schmied oder Säger, oder den Mann, der neben der „schwitzenden Säule" seine Brettchen probiert und seine Flöten, wozu er Töne von sich giebt, die man nicht Gesang nennen kann. Ein Ton ferner, der zuweilen unterbrochen wird, ist mir unangenehmer, als gleichmäßig fortdauernder. Ich habe mich nunmehr gegen alles das so abgehärtet, daß ich selbst den Rudermeister anhören kann, der mit der rauhesten Stimme den Ruderern den Takt angiebt. Ich nötige meinen Geist, nur auf sich selbst Acht zu geben und sich durch nichts, was von außen kommt, abziehen zu lassen. Wenn nur im Innern kein Tumult ist, wenn da nicht Lust und Furcht, Habsucht und Üppigkeit toben und einander bekämpfen, so mag es draußen lärmen, wie es will. Denn was nützt die tiefste Stille ringsum, wenn die Leidenschaften toben? Es ist nicht ganz richtig, wenn der Dichter sagt: „alles hatte die Nacht gehüllt in sanfte Ruhe" — es giebt keine sanfte Ruhe, als diejenige, welche die Vernunft schafft. Auch die Nacht bringt Ungemach; sie hebt es nicht auf, sondern ändert nur die Sorgen; die Träume der Nacht sind so unruhig, als die Tage. Die wahre Ruhe ist die des guten Gewissens. Blicke hinein in dieses vornehme Haus: da sucht einer den Schlaf; das ganze Heer der Sklaven muß sich still verhalten, daß kein Ton zu seinem Ohre dringt, sachte treten sie auf und schleichen leise näher. Er wirft sich hin und her und versucht ärgerlich ein wenig zu schlafen; er beklagt sich, er habe etwas

gehört, auch wenn alles mäuschenstill war. Warum? weil sein Gemüt in Unruhe ist; dieses sollte beruhigt, dieser Aufruhr sollte gedämpft werden. Es kommt aber nicht sogleich in Ruhe, wenn man sich niederlegt; oft ist die Ruhe unruhvoll. Man muß sich dann aufraffen zur Thätigkeit und sich mit edlen Künsten beschäftigen, sonst wird man geplagt von der unerträglichen Unthätigkeit. Kluge Feldherrn beschäftigen die Soldaten und lassen sie marschieren, wenn sie sehen, daß der Gehorsam wankt. W e r o r d e n t l i c h b e s c h ä f t i g t i s t, h a t k e i n e Z e i t z u D u m m h e i t e n, u n d A r b e i t i s t d a s s i c h e r s t e M i t t e l, d i e L a s t e r d e s M ü ß i g g a n g s z u v e r t r e i b e n. Aus Überdruß an Staatsgeschäften und aus Verdruß über eine unglückliche undankbare Stellung zieht man sich etwa zurück; aber auch in dem Schlupfwinkel, in welchen Furcht und Überdruß uns gejagt haben, lebt doch bisweilen der Ehrgeiz wieder auf. Er war nicht erloschen, sondern ermattet oder entmutigt, weil nicht alles nach Wunsch ging. Ebenso ist es mit der Genußsucht; auch sie kann vergangen zu sein scheinen; auf einmal aber verlockt sie den Entsagenden wieder und verlangt mitten in der Zeit des Sparens die aufgegebenen aber nicht ganz verworfenen Genüsse wieder und zwar je heimlicher, desto heftiger. Denn alle offenbaren Fehler sind weniger gefährlich; auch Krankheiten wenden sich dann der Besserung zu, wenn sie aus der Verborgenheit heraustreten und ihre ganze Macht entfalten. Ebenso sind Geiz, Ehrsucht und die andern Fehler des menschlichen Herzens dann gerade am gefährlichsten, wenn sie sich bergen unter der Maske der Gesundheit. Da scheint man beruhigt, ist es aber nicht. Ist man es in Wirklichkeit, hat man sich zurückgezogen, verachtet man den Schein, so wird man, wie gesagt, durch nichts zerstreut; weder der Gesang von Menschen, noch von Vögeln wird gute, feste und sichere Gedanken unterbrechen. Wird der Geist durch eine Stimme, oder

durch sonst etwas Äußerliches aufgeregt, so ist er noch nicht fest genug und hat sich noch nicht gehörig concentriert. Im Innern ist noch eine Unruhe und eine gewisse Furcht, die macht, daß man auf alles Acht giebt, wie unser Vergilius sagt:

„Vordem focht mich nicht an die Schar anstürmender Griechen,
Noch ein Hagel von Speeren und Pfeilen; jetzt schreckt mich ein Lüftlein,
Jeder Laut regt mich auf, macht mir Sorge für Sohn und für Vater.“*)

Der ist weise, den weder fliegende Speere, noch dichte Feindesscharen, welche die Schilde aneinanderschlagen, noch auch das Krachen bei Erstürmung von Städten schreckt; der ist noch ein Neuling, der für seine Habe zittert, der bei jedem Geräusche erschrickt, den jeder Ton afficiert, der bei der geringsten Bewegung außer sich kommt. Sein Gepäck macht aus ihm einen Hasenfuß. Betrachte einen von den Glücklichen, die sich mit so vielerlei schleppen, Du wirst finden, sie sind besorgt „für das was sie tragen und führen“ (wie Aeneas für Vater und Sohn). Dann darfst Du Dich für gefestet halten, wenn Dich kein Lärm mehr unangenehm berührt, wenn keine Stimme Dich aufregt, sie mag schmeicheln, oder drohen, oder nur als leerer Schall Dich umtönen. — Aber ist es nicht angenehmer, keinen Lärm hören zu müssen? Doch ja; ich gebe das zu; ich ziehe fort von hier; ich wollte mich nur erproben und üben. Genug der Qual; hat doch auch Ulysses ein ganz leichtes Mittel gegen die Sirenen gefunden und es seinen Gefährten anbefohlen. (Das Verstopfen der Ohren.) —

*) Aeneas spricht diese Worte. Er trägt seinen Vater Anchises aus den Flammen Trojas und führt seinen Sohn Anchises an der Hand — für beide jeden Augenblick in Sorge; sonst für die eigene Person furchtlos.

Einundsechzigster Brief.

Wir wollen aufhören, das noch zu wünschen, was wir ehemals wünschten. Ich erstrebe jetzt als alter Mann das nicht mehr, wonach ich als Knabe trachtete. Tag und Nacht sinne ich darauf, geht dahin mein Dichten und Trachten, alten Übelständen ein Ende zu machen. Jeden Tag sehe ich an wie ein ganzes Leben. Ich reiße ihn nicht an mich, als wäre er wirklich der letzte, aber ich denke, es könnte der letzte sein. In der Gemütsverfassung schreibe ich Dir diesen Brief, als ob der Tod mitten in diesem Geschäft mich abrufen würde. Ich bin bereit, zu gehen; und eben darum genieße ich mein Leben, weil es mir gleichgültig ist, wie lange es noch dauern wird. Ehe ich ein Greis war, dachte ich darauf, gut zu leben; jetzt, da ich alt bin, will ich nur noch wohl sterben. Wohl aber stirbt, wer gerne stirbt. Gieb Dir Mühe, dahin zu kommen, daß Du gar nichts wider Willen thust. Alles was kommt, ist notwendig. Zwang giebt es nur für den, der widerstrebt, nicht für den, der willig ist. Ich sage Dir: wer Befehle willig vollzieht, der entgeht dem, was an der Knechtschaft das Härteste ist: thun müssen, was man nicht will. Nicht derjenige ist unglücklich, welcher etwas thut, was ihm befohlen ist, sondern nur der, welcher es ungern thut. Dahin müssen wir es bringen, daß wir das, was sein muß, selber wollen und besonders, daß wir an unser Ende ohne Kummer denken. Wir müssen uns eher auf den Tod bereiten, als auf das Leben. Das Leben ist reich genug ausgestattet; aber man begehrt immer mehr; wir meinen, es fehle uns noch etwas, und so wird es immer sein. Um genug gelebt zu haben, kommt es nicht auf die Zahl der Jahre und Tage an, sondern auf die Gesinnung. Ich habe genug gelebt, lieber Lucilius; lebenssatt warte ich auf das Ende.

Dreiundsechzigster Brief.

Du bist sehr betrübt über den Tod Deines Freundes Flaccus; aber ich wünschte, daß Du nicht übermäßig trauern mögest. Ich wage nicht zu verlangen, Du sollest gar nicht betrübt sein, ob ich wohl weiß, daß das besser wäre, denn solche Geistesstärke hat nur ein Mann, der hoch über dem Schicksal steht. Auch einen solchen würde ein Trauerfall schmerzlich berühren, aber nur berühren. Uns muß man Thränen zu gut halten, wenn sie nur nicht zu reichlich fließen, wenn wir nur selbst bestrebt sind, sie zurückzuhalten. Stirbt uns ein Freund, so sollen unsere Augen nicht trocken sein, aber auch nicht überfließen; man darf weinen, aber nicht heulen. Meinst Du, das sei zu viel verlangt, da doch Griechenlands größter Dichter das Recht zu weinen auf einen Tag beschränkt, wenn er sagt, auch Niobe habe wieder der Nahrung gedacht. Du fragst, woher kommt das Wehklagen und das unmäßige Weinen? Man will mit Thränen seinen Schmerz dokumentieren; man giebt sich nicht dem Schmerz hin, man zeigt ihn. Man ist nicht für sich selbst traurig; heillose Thorheit: selbst beim Schmerz hat man es darauf abgesehen, bemerkt zu werden. „Aber soll ich denn meinen Freund vergessen?“ Gedächtest Du seiner nur solange, als Dein Schmerz währt, so wäre es nicht lange. Irgend ein Zufall wird Dir in Bälde wieder ein Lächeln entlocken. Ich will Dich nicht auf die Länge der Zeit verweisen, die jede Sehnsucht mildert, die selbst die schwerste Trauer lindert: sobald Du aufhörst, Dich zu beobachten, wird auch die Scheintrauer aufhören. Jetzt hütest Du Deinen Schmerz; aber auch so wird er Dir entschlüpfen und um so früher aufhören, je heftiger er ist. Wir müssen es dahin bringen, daß das Andenken an diejenigen, welche wir verloren haben, uns angenehm ist. An etwas, was peinliche Erinnerung verursacht, denkt man ja nicht gerne.

Muß es aber sein, daß ein bitteres Gefühl bei Nennung des Namens verlorener Lieben uns erfasse, so hat doch diese Bitterkeit auch wieder ihr Süßes. Unser Attalus pflegte zu sagen: „Das Andenken an verstorbene Freunde ist angenehm, wie manche Arten von Obst etwas Angenehm-herbes haben, oder wie wir an altem Weine eine gewisse Bitterkeit lieben. Nach einiger Zeit verschwindet jedes unangenehme Gefühl und der reine Genuß bleibt." Wenn er recht hat, so gleicht der Gedanke an lebende Freunde dem Genuß von Honig und Kuchen, das Andenken an Dahingeschiedene ist erfreulich, hat aber einen gewissen bittern Beigeschmack. Entschieden üben aber solche scharfe herbe Speisen einen besondern Reiz auf den Magen aus. Ich für meine Person fühle nicht so; mir ist das Andenken an verstorbene Freunde süß und lieblich; als ich sie noch hatte, dachte ich, daß ich sie verlieren werde, und ich habe sie verloren, als hätte ich sie noch. Thue, was recht und billig ist, lieber Lucilius! Verkenne nicht, daß das Schicksal es recht macht, indem es nimmt und giebt. Wir wollen recht haushälterisch umgehen mit unsern Freunden, weil nicht sicher ist, wie lange wir sie haben. Bedenken wir, wie oft wir sie nicht hatten, wenn wir auf längere Zeit verreisten, wie oft wir sie nicht sahen, auch wenn wir an dem gleichen Orte lebten, wie sie: so werden wir erkennen, daß wir sehr viel Zeit verloren, als die Freunde noch lebten. Kaum zu ertragen aber ist das, wenn man Freunde, die man zuvor sehr vernachlässigte, nachher maßlos betrauert. Lieben denn solche Leute jemand erst wenn sie ihn verloren haben? Ihre Trauer ist, scheints, deswegen so übertrieben, weil sie fürchten, man zweifle an ihrer Liebe; sie wollen damit nachträglich noch ihre Anhänglichkeit zeigen. Haben wir noch andere Freunde, so ist es für diese nicht sehr schmeichelhaft, wenn sie uns nicht einmal so viel wert sind, daß wir uns mit ihnen trösten können über

den Verlust eines einzigen; haben wir sonst keine, so sind wir an unserem Unglück mehr schuld, als das Geschick; dieses hat uns einen entrissen, wir haben sonst keinen erworben. Und wer nur einen zu lieben vermochte, der hat am Ende auch den nicht wahrhaft lieb gehabt. Wäre nicht der Mann ein Thor, der, wenn ihm sein einziges Kleid geraubt würde, nur klagen könnte, statt sich umzusehen, wie er vor Kälte sich schütze und seine Schultern anderweitig bedecke? Hat man Dir einen lieben Freund begraben, so suche Dir einen andern; es ist besser, den Verlorenen ersetzen, als ihn beweinen. Was ich noch sagen will, ist zwar sehr trivial, ich möchte es aber darum, weil man es allgemein sagt, doch nicht weglassen: macht man seinem Schmerz nicht selbst ein Ende, so endigt er doch mit der Zeit; solches Vonselberaufhören der Trauer ist aber eigentlich für einen vernünftigen Menschen eine Schande. Gieb Deinen Schmerz lieber selber auf, ehe er Dich verläßt; höre möglichst bald auf, etwas zu thun, das Du, auch wenn Du wolltest, nicht lange treiben kannst. Unsere Vorfahren haben für Frauen ein Jahr als Trauerzeit festgesetzt, nicht als ob sie so lange trauern müßten, sondern damit sie nicht länger trauern sollen; für Männer giebt es keine gesetzliche Zeit, weil das nicht anständig wäre. Und kannst Du mir eine von den zärtlichen Frauchen nennen, deren Thränen auch nur einen vollen Monat geflossen wären, obgleich sie vom Leichnam und vom Scheiterhaufen fast nicht wegzubringen waren? Keiner Sache wird man schneller überdrüssig, als der Trauer; ist sie noch neu, so tröstet man gerne und nimmt Anteil, dauert sie zu lang, so lacht man darüber und zwar mit Recht, denn solches ewige Trauern ist Heuchelei oder Thorheit. Ich schreibe Dir das, ich, der ich meinen lieben Annäus Serenus selber so maßlos betrauerte, daß ich leider ein Beispiel davon abgebe, wie man vom Schmerz übermannt werden kann. Jetzt finde ich das tadelnswert und

sehe ein, daß ich hauptsächlich darum so sehr trauerte, weil ich nie daran gedacht habe, daß er vor mir sterben könne. „Er ist ja jünger als Du und zwar viel jünger," dachte ich stets, als ob der Tod die Leute dem Alter nach holte! Immer wollen wir an unsere eigene Sterblichkeit denken und an die unserer Lieben. Ich hätte mir sagen sollen: „mein Serenus ist jünger als ich, aber darauf kommt es nicht an; er sollte nach mir sterben, aber es ist auch möglich, daß er vor mir scheidet." Das habe ich nicht gethan und so hat der Schlag mich unvorbereitet getroffen. Jetzt bedenke ichs, daß alles sterblich ist und daß es hierbei kein bestimmtes Gesetz der Reihenfolge giebt; heute kann geschehen, was je einmal geschah. Wir wollen daran denken, lieber Lucilius, daß wir bald auch dahin kommen, wo der jetzt ist, um den wir trauern. Und wenn*) die Lehre mancher Weisen wahr ist, wenn es einen Himmel giebt, so ist der, den wir verloren zu haben glauben, uns vielleicht nur vorangegangen.

Vierundsechzigster Brief.

Gestern warst Du bei uns. „Nur gestern?" könntest Du Dich beklagend sagen, deswegen schrieb ich: „bei uns"; bei mir bist Du immer. Es waren einige Freunde gekommen, um deren willen ein etwas größerer Rauch aufstieg, kein solcher wie er aus den Küchen üppiger Großen emporwallt und die Wächter erschreckt, sondern ein mäßiger, der nur zeigt, daß Gäste gekommen. Wir besprachen mancherlei, wie gewöhnlich bei einem Gastmahle; man behandelte keinen Gegenstand erschöpfend, sondern wechselte mit den Thematen. Nachher las man ein Buch von

---

*) Vgl. Tacitus, Agricola 46: „si quis piorum Manibus locus, si, ut sapientibus placet, non cum corpore exstinguuntur magnae animae, placide quiescas!"

Q. Sextius, dem älteren; wahrhaftig das ist ein großer Mann und wenn auch manche dies in Abrede ziehen, er ist ein Stoiker. Ihr guten Götter! welche Kraft und welch ein Geist! Man findet das nicht bei allen Philosophen. Manche Schriften haben nur einen glänzenden Namen und sind im Übrigen gehaltlos. Da wird behauptet, disputiert, widerlegt, aber eine geistige Wirkung verspürt man nicht, weil kein Geist darin ist. Lies dagegen den Sextius und Du wirst sagen: da ist Geist und Leben, das ist ein Buch, so schreibt sonst niemand, da hat man an Geist und Kraft gewonnen, wenn man es gelesen hat. In welcher Stimmung ich mich befinden mag, ich gestehe Dir: wenn ich ihn lese, so wäre ich im stande, jegliches Geschick herauszufordern und zu rufen: was zögerst du, Schicksal, fasse mich an, du siehst, ich bin gerüstet. Mir ist zu Mute, wie einem Manne, der sich zu erproben sucht, der seine Tüchtigkeit zeigen möchte:

„Statt des furchtsamen Wildes erscheine ein schäumender Eber, oder es komme herab vom Gebirge ein gelblicher Löwe!" Ich möchte etwas haben, woran ich meine Ausdauer zeigen, das ich besiegen könnte. — Auch das ist an Sextius schön, daß er die Größe des glücklichen Lebens nicht als unerreichbar darstellt. Du wirst finden, es gehört viel dazu, aber man kann es erlangen, wenn man ernstlich will. Auch die Tugend stellt sich so dar, daß man sie anstaunt und daß man doch hofft. Ich verwende viel Zeit auf die Betrachtung der Weisheit; ich staune sie an, wie die Welt, die ich zuweilen anschaue, als sei ich eben erst in sie hereingekommen. Ich verehre jeden Fund der Philosophie und den Finder; es ist eine Freude, auf diese Weise eine Erbschaft vieler anzutreten. Mir gehören alle jene Acquisitionen, mein ist, was jene herausgearbeitet haben. Aber wir müssen wie ein tüchtiger Hausvater das Ererbte vermehren; das Erbgut soll von

mir vergrößert den Nachkommen zu teil werden.*) Es giebt noch viel zu thun und viel wird übrig bleiben, und wer nach Jahrtausenden geboren wird, wird immer noch Gelegenheit haben, etwas dazu zu thun. Hätten auch die Alten schon alles gefunden, die Anwendung, die Aneignung dessen was andere gefunden und die Anordnung wird immer neu bleiben. Es sind uns Heilmittel für kranke Augen überliefert; ich brauche also nicht neue zu suchen, aber ich muß die gegebenen je nach den Umständen anwenden. Das eine Mittel lindert die Entzündung, das andere die Geschwulst der Augenlider, ein drittes das plötzliche Fließen der Augen, ein viertes vermehrt die Sehkraft. Man muß sie eben zubereiten und zur rechten Zeit auf die rechte Weise anwenden. So haben die Alten auch geistige Heilmittel gefunden; wie und wann dieselben anzuwenden seien, das zu erforschen ist unsere Aufgabe. Unsere Vorfahren haben vieles gethan, aber nicht alles; sie verdienen Hochachtung und Verehrung, gleich den Göttern. Darf ich nicht Bilder von großen Männern haben, als Sporn für meinen Geist, und ihre Geburtstage feiern? Soll ich nicht ihre Namen allezeit ehrend nennen? Dieselbe Verehrung, wie meinen Lehrern, schulde ich auch jenen Lehrern der ganzen Menschheit, von denen so viel Gutes stammt. Begegne ich einem Konsul, oder einem Prätor, so muß ich jede gebührende Ehrenbezeugung abgeben, ich muß vom Pferde springen, das Haupt entblößen, aus dem Wege gehen: ebenso kann ich nur mit vollkommenster Ehrerbietung an Männer wie die beiden Cato, den weisen Lälius, Sokrates und Plato, Zeno und Kleanthes denken. Ja, ich verehre sie und ich erhebe mich immer, wenn diese Namen genannt werden.

*) Ist redlich geschehen!

Fünfundsechzigster Brief.

Der gestrige Tag war geteilt zwischen mir und meiner Krankheit; den Vormittag nahm sie in Anspruch, den Nachmittag ließ sie mir. Zuerst probierte ich es mit Lesen; als dies ging, wagte ich es, mir mehr zuzumuten, oder vielmehr zu gestatten. Ich schrieb etwas und zwar etwas Anstrengenderes als sonst; ich hatte einen schwierigen Gegenstand und wollte denselben bewältigen. Nun kamen Freunde, die mich gewaltsam davon zurückhielten und sagten, ein Kranker müsse Maß halten. So trat das Gespräch an die Stelle des Schreibens und ich will Dir mitteilen, worüber wir noch uneinig sind. Sei Du Schiedsrichter; Du wirst dabei mehr zu thun haben, als Du glaubst. Die Sache ist die: Wir Stoiker nehmen bekanntlich zwei Grundprincipien aller Dinge an: die Ursache und den Stoff. Der Stoff an sich ist ein totes Ding, aus dem man alles Beliebige machen kann und der nichts wird, wenn ihn niemand gestaltet. Die Ursache, die Vernunft formt ihn und macht aus ihm, was sie will, bringt aus ihm allerlei Werke hervor. Es muß somit immer etwas vorhanden sein, woraus ein Ding wird und dann etwas, wodurch es wird. Das eine ist der Stoff, das andere die Ursache. Da alle Kunst Nachahmung der Natur ist, gilt, was ich von dem Universum sagte, auch von den Werken menschlicher Kunst. Eine Statue z. B. setzt voraus einen Stoff, den der Künstler gestalten könnte und einen Künstler, der sozusagen dem Stoff „ein Gesicht gab" („daret faciem"). Der Stoff ist bei der Statue das Erz, die Ursache der Künstler. So ist es bei allen Dingen: sie bestehen aus dem Stoff, der werden soll und aus dem, das den Stoff gestaltet. Nach der Theorie der Stoa giebt es nur eine schaffende Ursache; Aristoteles meint, man müsse eine dreifache Ursache unterscheiden; die erste sei der Stoff selbst, ohne den nichts werden könnte; die zweite der Künstler;

die dritte die Form, die jedem Werke gegeben wird, z. B. einer Statue; dies nennt Aristoteles die Idee des Werks. Dazu kommt als viertes noch der Zweck des Ganzen. Ich will noch deutlicher zeigen, wie er das meint: bei einer Statue ist erste Ursache das Erz; sie könnte ja nicht gemacht werden, wenn es nicht etwas gäbe, woraus sie gegossen oder geformt werden könnte. Die zweite Ursache ist der Künstler; das Erz hätte nie die Gestalt einer Statue angenommen, wenn nicht kunstfertige Hände es gestaltet hätten. Die dritte Ursache ist die Form selbst; die Statue könnte nicht Doryphoros oder Diadumenos heißen, wenn ihr nicht eben diese Gestalt aufgeprägt worden wäre. Die vierte Ursache ist der Zweck der Verfertigung; ohne einen solchen wäre sie gar nicht entstanden. Und was verstehen wir unter Zweck? Das was dem Künstler vorschwebte, was er bei der Darstellung suchte. Dies kann die Bezahlung sein, wenn er das Werk auf den Verkauf gemacht hat, oder die Ehre, wenn er sich einen Namen machen wollte; auch religiöse Motive giebt es, das Werk kann die Bestimmung haben, ein Geschenk für einen Tempel zu sein. Unter die Ursachen eines Werkes ist doch wohl auch das zu rechnen, ohne das ein solches gar nicht entstanden wäre. Hinzu fügt Plato fünftens das, was er die Idee nennt, das Urbild, das, was bei der Ausführung dem Künstler geistig vor Augen stand. Ob dieses Ideal etwas Objektives sei, oder etwas Subjektives, das der Künstler sich selber schuf, dies ist einerlei. Die Urbilder von allem sind in Gott; er weiß Zahl und Maß aller Dinge in der Schöpfung; er ist gleichsam voll von den Gestalten, welche Plato die unendlichen, unwandelbaren, nie veraltenden Ideen nennt. Die einzelnen Menschen vergehen, die Idee der Menschheit aber, nach welcher der Einzelne gebildet ist, die besteht; die Menschen arbeiten sich ab und gehen zu Grunde: die Idee berührt das nicht.

Nach Plato giebt es somit fünf Ursachen: das aus was, das durch was, das in was, das nach was und das weßwegen etwas entsteht, endlich das Gewordene selbst. Bleiben wir bei dem Exempel einer Statue: woraus ist sie gemacht? aus Erz; wer hat sie gemacht? ein Künstler; wie? in der gegebenen Gestalt; wonach? nach dem Urbild, das dem Meister vorschwebte; wozu? aus diesem oder jenem Grunde; das Ganze endlich ist die Statue selbst. Ebenso, sagt Plato, ist es bei der Welt im ganzen Großen: der sie gemacht hat, das ist Gott; woraus er sie gemacht hat, das ist der Stoff; die Form, das ist die Gestalt und Einrichtung der Welt, wie wir sie sehen; es existiert ferner ein Urbild, nach welchem Gott dieses große schöne Werk schuf, und ein Zweck, um dessenwillen es da ist. „Und was ist dieser Weltzweck," fragst Du. Plato sagt Dir: „Das Gute." Warum hat Gott die Welt geschaffen? „Weil er gut ist und uns nichts Gutes vorenthalten wollte." Aus diesem Grund machte er die Welt und machte sie möglichst gut. —

Nun gieb Dein Urteil ab als Schiedsrichter und sage, wer nach Deiner Ansicht das Wahrscheinlichste lehre, ich sage nicht das Wahre, denn dieses, wie überhaupt die Wahrheit, liegt hoch über uns. Die Menge von Ursachen nach Aristoteles und Plato enthält zu wenig oder zu viel. Wenn sie alles das für eine Ursache erklären, ohne was ein Ding nicht zu stande kommen kann, so haben sie nicht genug angenommen. Sie hätten auch die Zeit nennen sollen, da nichts ohne sie geschehen kann, und den Raum, weil nichts zu stande kommen kann, wenn nicht etwas vorhanden ist, wo es geschehen kann; ferner die Bewegung, ohne welche nichts entsteht und nichts vergeht, ohne die es keine Kunst und keine Veränderung giebt. Aber wir suchen eine erste Ursache von allem; diese muß einfach sein, denn auch der Stoff ist einfach. Und welches ist diese Ursache? Die wirkende

Vernunft, oder Gott. Das Einzelne, das ich anführte, ist nicht eine Anzahl verschiedener Ursachen, sondern es hängt ab von einer Ursache, von der alles bewirkenden. Soll die Form eine Ursache sein? Diese giebt der Künstler dem Werke; sie ist nur ein Teil, nicht die Ursache. Auch das Urbild ist nicht Ursache, sondern nur ein nötiges Werkzeug derselben, so nötig, wie Meißel und Feile, ohne die das Kunstwerk nicht zu stande kommen kann, die aber doch nicht Ursachen sind. Auch der Zweck, um dessen willen der Künstler eine Arbeit beginnt, mag Ursache heißen, ist aber doch nicht wirkende, sondern Nebenursache. Derart giebt es unzählige; wir fragen aber hier nach der allgemeinen Ursache. Wenn jene das Weltganze, das vollendete Werk eine Ursache nennen, so sind sie damit nicht so genau, wie sonst, denn es ist ein großer Unterschied zwischen dem Werke selbst und der Ursache desselben. Gieb Deine Ansicht hierüber preis, oder, was einfacher ist, sage, die Sache sei Dir noch nicht ganz klar und heiße mich ein andermal anfragen. Du sagst vielleicht: „wie kann es Dir Vergnügen machen, Dich mit solch abstraktem Zeug zu beschäftigen, das Dich nicht frei macht von einer Leidenschaft, das nicht eine Begierde bändigt." In erster Linie betreibe ich in der That das, was das Gemüt beruhigt und erforsche mich selbst, dann aber doch auch die Welt. Auch Untersuchungen, wie die vorhin besprochenen, sind kein Zeitverderb; wenn sie nicht ausarten in wertlose Subtilitäten, so erheben sie den Geist, der, von einer schweren Last bedrückt, sich losmachen will und zurückkehren zu den Wesen, von denen er stammt. Denn dieser Leib ist des Geistes Bleigewicht und Kerker; er bedrückt, bedrängt und fesselt den Geist, wenn nicht die Philosophie herzutritt und ihn sich erholen läßt durch Betrachtung der Natur und ihn sich aufschwingen lehrt von der Erde zum Himmel. Das ist seine Freiheit und seine Erlösung; er entschlüpft zu-

weilen seiner Haft und erneut sich durch den Aufschwung nach oben. Wenn ein Künstler das Auge bei einer feinen Arbeit und bei ungünstigem oder mangelhaftem Lichte angestrengt hat, so geht er unter die Leute und ergötzt das Auge wieder im vollen Licht an einem Orte, wo das Publikum sich unterhält: ebenso sucht unser Geist, eingeschlossen in eine düstere obskure Behausung, möglichst oft das Freie und erholt sich durch Naturbetrachtung. Der Weise und der nach Weisheit Strebende ist zwar auch mit seinem Leibe eng verbunden, aber mit dem besseren Teile seines Ich ist er anderswo und denkt auf Höheres; er hat gleichsam einen Fahneneid geschworen und sieht dieses Leben als eine Kriegsdienstzeit an; er ist so gesinnt, daß er das Leben nicht liebt und nicht haßt und sich gefallen läßt, was im Menschenleben vorkommt, obwohl er weiß, daß es noch etwas Höheres giebt. Wolltest Du mir Naturstudium verwehren, mich abziehen von dem Ganzen und auf etwas Partikulares mich beschränken? Darf ich nicht untersuchen, wie das Universum angefangen, wer alles gestaltet, wer die chaotischen Massen gesondert habe, wer der Baumeister dieser Welt sei, wie er Gesetz und Ordnung in dieses große Ganze gebracht, das Zerstreute gesammelt, das Vermischte geschieden, dem Gestaltlosen eine bestimmte Gestalt gegeben habe, von wo die Masse des Lichtes ausströme, ob es ein Feuer sei, oder noch etwas Leuchtenderes? Soll ich danach nicht fragen, soll ich nicht wissen dürfen, wo ich hergekommen, ob ich das alles einmal oder mehrmals sehen dürfe, wohin ich einst von hier aus gehen werde, wo die Seelen hinkommen, wenn sie los sein werden von dem Gesetze des knechtischen Menschenlebens? Willst Du mir es nicht gestatten, jetzt schon im Himmel zu sein? soll ich gesenkten Hauptes leben, wie das Vieh? Nein, ich bin mehr und nicht nur dazu geboren, ein Sklave meines Körpers zu sein, den ich nur

als eine meiner Freiheit angelegte Fessel betrachte. Ihn gebe ich dem Schicksal preis, auf ihn muß es sich beschränken, durch ihn hindurch darf keine Verwundung mein eigenes Selbst berühren. Was an mir Schaden leiden kann, das ist nur diese zerbrechliche Hütte, in welcher der freie Geist wohnt. Nie soll mich dieses Fleisch zur Furcht, oder zur Heuchelei, die einem wackern Manne übel ansteht, verleiten; nie werde ich um dieses miserabeln Leibes willen eine Lüge sagen. Sobald es mir gefällt, löse ich die Verbindung mit ihm; aber auch so lange wir zusammengehören, sind wir einander nicht koordiniert, dem Geist gebührt entschieden der Vorrang. Den Leib gering achten, das ist wahre Freiheit.

Und, um auf meinen Gegenstand zurückzukommen, dieser Freiheit ist die Betrachtung, von der ich eben rede, sehr förderlich. Das All ist der Stoff und Gott. Gott lenkt das was ihn umgiebt und was ihm gehorcht, als dem Lenker und Führer. Das wirkende Princip, nämlich Gott, ist mächtiger als der Stoff, auf welchen gewirkt wird. Dieselbe Stelle, welche in der Welt Gott zukommt, nimmt beim Menschen der Geist ein; was dort der Stoff, das ist hier der Leib. Das Geringere muß dem Höheren unterthan sein; wir wollen dem Geschick mutig entgegentreten, nicht zittern vor Gewaltthat, Wunden, Banden und Dürftigkeit. Der Tod — was ist er? entweder das Ende, oder ein Übergang; ich fürchte mich nicht davor, einmal aufzuhören, es ist nicht anders, als nicht angefangen zu haben; ebensowenig habe ich Furcht vor dem Übergang, denn überall werde ich mich behaglicher fühlen.

Siebenundsechzigster Brief.

Um mit einem Gemeinplatz anzufangen: Der Frühling hat begonnen sich zu entfalten, aber als er eben in den Sommer übergehen sollte und in die Zeit der wärmeren Tage, ist es wieder kühler geworden und man darf

noch immer nicht trauen, denn oft kommt ein winterlicher Rückschlag. Wie zweifelhaft die Witterung noch sei, magst Du daraus ersehen, daß ich mich noch nicht ins kalte Wasser wage, vielmehr dessen Strenge mildere.

Du denkst: „Der kann ja weder Wärme noch Kälte ertragen.“ So ist es, lieber Lucilius! man hat in meinen Jahren genug an der eigenen Kälte. Kaum thaue ich mitten im Sommer auf und die meiste Zeit bringe ich in warmen Kleidern zu. Aber ich bin zufrieden, daß das Alter mich an das Lager fesselt; warum sollte ich nicht dankbar dafür sein? was ich nicht wollen darf, kann ich auch nicht. Ich unterhalte mich meistens mit Büchern und wenn ein Brief von Dir kommt, so ist mirs, als seien wir beieinander, als beantworte ich nicht Deinen Brief, sondern als spreche ich mit Dir. Und so, als redeten wir miteinander, so wollen wir jetzt auch die Frage, welche Du neulich stelltest, miteinander untersuchen. Du fragst, ob jedes Gut wünschenswert sei? „Ist es ein Gut, bei Foltern standhaft zu bleiben, mutvoll sich brennen zu lassen, geduldig Krankheit zu ertragen, so folgt daraus, sagst Du, daß dies wünschenswert sei und doch sehe ich es nicht für begehrenswert an, auch weiß ich keinen Menschen, der dafür Gott gedankt hätte, daß er Hiebe bekommen, oder vom Podagra gequält, oder auf die Folter gespannt worden.“

Wenn Du genau nachdenkst, lieber Lucilius, so wirst Du finden, daß bei dem Angeführten doch etwas Wünschenswertes ist. Allerdings will man von Martern verschont bleiben, muß man aber solche erdulden, so ist wünschenswert, daß man das tapfer, anständig und mutvoll thue. Daß es keinen Krieg gebe, wünsche ich natürlich sehr; bricht aber einer aus, so möchte ich Wunden, Hunger und was der Krieg sonst Hartes mit sich bringt, hochherzig ertragen. So verrückt bin ich nicht, daß ich mich nach einer Krankheit sehnen würde; muß ich aber

krank sein, so ist mein Wunsch, nie Ungeduld oder weibisches Wesen zu zeigen. Ebenso ist wünschenswert nicht das Ungemach, sondern Mannhaftigkeit, welche jedes Ungemach erträgt. Manche Stoiker meinen, standhaftes Ertragen des Widrigen sei weder zu wünschen, noch zu verwerfen; wünschenswert sei nur ein reines Gut ohne jegliche Unruhe und Beschwerde. Damit bin ich nicht einverstanden; denn erstens kann nichts gut sein, das nicht zugleich wünschenswert ist; ferner: wenn die Tugend wünschenswert ist und wenn es ohne Tugend kein Gut giebt, so ist jedes Gut wünschenswert. Und: wenn mutvolles Ertragen von Qualen nicht wünschenswert ist, so frage ich: ist nicht der Mut selbst etwas Erwünschtes? Gewiß, denn er verachtet Gefahren und fordert sie heraus; Feuer schreckt ihn nicht ab, Wunden geht er entgegen, Geschosse sucht er nicht zu vermeiden, sondern er bietet ihnen bisweilen die Brust freiwillig dar; das ist besonders schön und bewunderungswürdig an ihm. Ist der Mut etwas Wünschenswertes, so ist auch standhaftes Ertragen von Qualen wünschenswert, denn dieses ist nur ein Teil von jenem. Man muß nur recht unterscheiden, dann wird man nicht irren: Nicht Qualen erleiden, sondern sie *standhaft* erleiden ist wünschenswert; in letzterem besteht die Tugend und sie begehre ich. — „Aber wer hätte je Qualen gewünscht?" Nun: manche Wünsche sind klar ausgesprochen und beziehen sich auf etwas Einzelnes, andere sind unbestimmt und enthalten in sich mancherlei. Ich wünsche mir z. B. ein tugendhaftes Leben, dazu aber gehört allerlei, auch der Marterkasten des Regulus, Catos Wunde, die er sich selbst beigebracht, die Verbannung des Rutilius, der Giftbecher, der den Sokrates aus dem Kerker in den Himmel führte. Wünschte ich mir ein tugendhaftes Leben, so war auch dies mit inbegriffen.

„Dreimal und viermal selig ist, wer vor Trojas Mauern unter den Augen der Seinen den rühmlichen

Tod gefunden." Wünschest Du das jemandem, oder giebst Du zu, das sei wünschenswert gewesen — es ist dasselbe! Decius ging in den Tod für den Staat; er spornte sein Pferd, stürzte sich in die Mitte der Feinde und suchte den Tod. Der zweite dieses Namens suchte seinen Vorgänger an Heldenmut zu erreichen; mit Gebetsworten, die nun schon Familientradition waren, stürmte er hinein in das wildeste Kampfgetümmel; er wollte sich aufopfern und hielt solch wackern Tod für etwas Wünschenswertes. Wolltest Du noch daran zweifeln, daß ein ehrenwerter Tod in Ausübung irgend eines guten Werkes etwas Schönes sei? Wenn jemand Martern mutvoll erträgt, so kommt seine ganze Tugend in Anwendung, wenn auch vielleicht eine hauptsächlich hervortritt, die Geduld; auch der Mut wirkt mit, denn Geduld, Ausdauer, Tragkraft sind nur Zweige desselben; ferner die Klugheit, ohne die man sich zu nichts entschließt, sie, die den Rat giebt, dasjenige möglichst mutig zu ertragen, das man nicht vermeiden kann; die Beharrlichkeit sodann, die sich nicht von der Stelle vertreiben läßt und die sich das durch keine Gewalt entreißen läßt, was sie einmal erfaßt hat; kurz alle Tugenden sind da beieinander. Eine Tugend führt nach dem Beschluß aller das Edle aus und was alle Tugenden gut heißen, das ist wünschenswert, wenn es auch nur eine vollbringt. Oder glaubst Du, nur das sei des Begehrens wert, was mit Vergnügen und Behaglichkeit zu bekränzten Thüren einzieht? Es giebt auch ein Vergnügen gemischt mit Trauer, und Wünsche, deren Erlangung nicht gefeiert wird von einer Menge, die gratuliert, sondern von solchen, die verehren und anbeten. Glaubst Du nicht, daß Regulus zu den Puniern zurückzukehren wünschte? Sieh einmal ab von der vulgären Anschauungsweise und stelle Dir den großen Mann vor, wie er war, erfasse, so gut Du kannst, das Bild der herrlichen trefflichen Tugend, die wir nicht mit Kränzen zu ehren haben, sondern mit

Schweiß und Blut. Sieh den Marcus Cato an, wie er die reine Hand an die edle Brust legt und die Wunde vergrößert, weil sie nicht tödlich ist. Wirst Du ihn nur bedauern und ihm Dein Mitleid aussprechen? wirst Du nicht vielmehr sagen: Heil Dir, der Du das gethan hast!?

Da fällt mir unser Demetrius ein; er nennt ein behagliches Leben ohne Stürme des Geschicks ein totes Meer. Durch nichts erregt und angespornt werden, an keinem feindlichen Anlauf die eigene Festigkeit erproben können, sondern in unbeweglicher Unthätigkeit daliegen, das ist nicht Ruhe, sondern Windstille. Der Stoiker Attalus pflegte zu sagen: „ich will lieber, daß das Geschick mich tüchtig umtreibt, als daß es mich verwöhnt."*) Ich werde gequält, aber mutvoll: gut, ich komme um, aber mutvoll: auch gut! Epicurus sagte vielleicht: „und süß". Doch möchte ich einer so edeln ernsten Sache keinen so weichlichen Namen geben. „Ich leide Pein von Flammen, aber sie besiegen mich nicht." Ist das nicht wünschenswert? nicht das Brennen, sondern sich nicht besiegen lassen. Nichts ist vortrefflicher und schöner, als die Tugend, und was auf ihren Antrieb geschieht, das ist gut und wünschenswert.

---

*) Vgl. Goethe: „Lieber durch Leiden
Möcht' ich mich schlagen,
Als so viel Freuden
Des Lebens ertragen."
„Dem Schnee, dem Regen,
Dem Wind entgegen 2c. 2c. —"
„Nichts ist schwerer zu ertragen,
Als eine Reihe von schönen Tagen."
„Wen Du nicht verlässest, Genius,
Nicht der Regen, nicht der Sturm
Haucht ihm Schauer übers Herz.
Wen Du nicht verlässest, Genius,
Wird dem Regengewölk,
Wird dem Schlossensturm
Entgegensingen." —

Siebzigster Brief.

Nach langem Zwischenraume habe ich Dein Pompeji wiedergesehen und mich zurückversetzt gefühlt in meine Jugendzeit. Was ich damals als Jüngling that, glaubte ich noch zu vermögen und vor kurzem erst gethan zu haben. Das Schifflein unseres Lebens gleitet rasch dahin, lieber Lucilius, und wie bei der Seefahrt „Länder und Städte allmählich zurücktreten" (mit Vergilius zu reden), so hat sich bei der raschen Fahrt zuerst die Kindheit unsern Blicken entzogen, dann die Jugendzeit, darauf die mittleren Jahre zwischen Jugend und Alter, endlich auch die besseren Jahre des Greisenalters, und nun kommt allmählich der Ort in Sicht, an welchem alles Menschliche endet. Mancher meint in seiner Verblendung, es sei eine Klippe: es ist ein Hafenplatz, an dem man froh sein muß, den man nicht vermeiden darf. Wer dort schon sehr frühe ankommt, darf sich so wenig beklagen als wessen Seefahrt lange dauerte. Mit dem Einen treibt, wie Du weißt, Windstille ihr Spiel, hält ihn hin, langweilt ihn und wird ihm zum Ekel, den andern trägt ein günstiger anhaltender Wind rasch ans Ziel. So geht es auch im Leben: die einen gelangen rasch dahin, wohin sie einmal doch gekommen wären, auch bei langsamer Fahrt; andere müssen vorher mürbe werden und langsam weichgekocht. Du weißt übrigens, daß man das Leben nicht unter allen Umständen festzuhalten braucht, denn nicht das Leben „an sich" ist ein Gut, sondern nur das rechte Leben. Der Weise lebt deswegen nicht so lange als möglich, sondern so lange, als es Pflicht ist. Er zieht in Betracht, wo, mit wem, wie er zu leben und was er zu treiben hat; nicht auf die Quantität des Lebens kommt es ihm an, sondern auf die Qualität desselben. Kommt viel Widriges zu Haufen, das seine Gemütsruhe stört, so beurlaubt er sich; und zwar thut er das nicht

erst in der äußersten Not, sondern sobald das Geschick anfängt verdächtig auszusehen, überlegt er alsbald ernstlich, ob er nicht gleich an demselben Tage gehen solle. Ob er ein Ende nimmt, oder selber ein Ende macht, das ist für ihn ganz einerlei; ob es früher oder später geschieht, ist wiederum gleich, ein großer Schaden ist es ja in keinem Falle. Auf einen Tropfen kommt es nicht an. Früher oder später sterben, das ist Nebensache, gut oder schlecht sterben, das ist die Hauptsache. Gut sterben heißt, der Gefahr eines elenden Lebens entgehen. Das war doch recht unmännlich geredet von dem Rhodier, den ein Tyrann in einen Käfig hatte sperren lassen und ihn da fütterte wie ein wildes Thier. Es gab ihm jemand den Rat, er solle nicht mehr essen; er aber erwiderte: „so lange der Mensch lebt, muß er immer hoffen.“ Dieses Wort mag wahr sein, aber man darf sein Leben nicht um jeden Preis kaufen. Mag ein großer sicherer Gewinn in Aussicht stehen, durch eine Schwachheit oder Schändlichkeit möchte ich mir denselben nicht aneignen. Soll ich denken: „Das Glück kann dem, der lebt, noch alles mögliche Gute bringen?“ Soll ich nicht vielmehr sagen: „Dem, der sterben kann, vermag das Geschick nichts anzuhaben?“ In gewissen Fällen jedoch wird der Weise, auch wenn ein sicherer Tod ihm bevorsteht und die Hinrichtung schon festgesetzt ist, nicht sich selber zum Vollzug derselben hergeben. Thorheit wäre es, aus Furcht vor dem Tode zu sterben. Es wird ein Mann abgesandt, der Dich töten soll: erwarte ihn! warum ihm zuvorkommen? warum die Ausführung fremder Grausamkeit übernehmen? gönnst Du es dem Henker nicht, oder willst Du es ihm ersparen? Sokrates hätte sein Leben statt durch Gift auch dadurch selber enden können, daß er keine Nahrung mehr zu sich genommen hätte. Das that er aber nicht, sondern wartete dreißig Tage im Gefängnis auf den Tod, nicht in dem Gedanken, so eine lange Zeit gebe noch viel Hoffnung

und es könne da alles Mögliche sich ereignen, sondern um dem Gesetz zu genügen und um seinen Freunden die Freude zu machen, einen Sokrates sterben zu sehen. Was wäre thörichter gewesen, als den Tod gering achten und doch das Gift fürchten? — Scribonia, eine würdige Dame, war die Tante des Drusus Libo, eines vornehmen thörichten jungen Menschen, der sich mit Hoffnungen trug, die für jene Zeit für jeden, zumal aber für ihn, zu hoch gingen. Als er krank in einer Sänfte aus dem Senat heimgebracht worden war, begleitet nur von ganz wenigen, da die Freunde ihn alle nicht sowohl als einen Beklagten als vielmehr wie einen toten Mann schnöde verließen, begann er Rat zu halten, ob er den Tod abwarten, oder ihn sich selbst freiwillig geben solle. Scribonia sagte zu ihm: wozu solltest Du thun, was einem andern zukommt? Er folgte ihr aber nicht, sondern legte Hand an sich und nicht ohne Grund. Wer nach der Bestimmung eines Feindes nach drei oder vier Tagen sterben soll, thut etwas Unnötiges, wenn er bis dahin noch lebt. Im allgemeinen aber kann man darüber kein Gesetz aufstellen, ob man, wenn eine Gewalt von außen den Tod droht, denselben abwarten, oder ihm zuvorkommen solle. Für beides können manche Gründe sprechen: wenn die eine Todesart qualvoll ist, die andere aber einfach und leicht, warum soll ich nicht nach dieser greifen? Wie ich, wenn ich eine Seereise machen will, das Schiff, oder wenn ich auf dem Lande wohnen will, das Haus dazu auswähle, so wähle ich auch die Todesart, wenn ich aus dem Leben scheiden will. Ein längeres Leben ist nicht immer gut, ein langsamerer Tod aber ist jedenfalls vom Übel. Bei nichts mehr als beim Sterben müssen wir der Neigung unserer Seele uns anbequemen; sie verlasse den Leib, wie es ihr am besten paßt; Stahl, oder Strick, oder Gift, es ist einerlei: nur kühn die Sklavenketten durchbrochen! Im Leben muß man sich immer

nach andern richten, im Tode nicht; die Todesart, die uns gefällt, ist die beste. Es wäre thöricht, zu denken, es könnte jemand sagen, es sei unmännlich gewesen, oder unbesonnen, oder eine andere Todesart wäre rühmlicher gewesen. Es handelt sich ja hier um einen Entschluß, der von der Nachrede gar nicht mehr erreicht wird; sorge nur dafür, der Gewalt des Schicksals Dich möglichst schnell zu entziehen. Es wird auch Leute geben, die eine solche That überhaupt tadeln. Selbst „Professoren der Weisheit"*) kann man finden, die sagen, man dürfe nicht Hand an das eigene Leben legen, die es für ein Unrecht halten, sich selbst zu morden; man müsse den naturgemäßen Ausgang abwarten. Wer das sagt, sieht nicht ein, daß er sich selber den Weg zur Freiheit absperrt. Nichts hat das ewige Gesetz besser gemacht, als daß es uns, bei einem Eingang ins Leben, der Ausgänge viele gewährt hat. Soll ich die Grausamkeit einer Krankheit oder eines Menschen über mich ergehen lassen, wenn ich doch allen Martern entgehen und allem Widrigen mich entziehen kann? Das ist das einzige, warum wir uns nicht über das Leben beklagen können: es hält keinen Menschen fest. Es steht nicht so schlimm mit uns: unglücklich ist nur, wer es so haben will. Gefällt Dir das Leben, so bleibe da; gefällt es Dir nicht, so kannst Du jederzeit wieder hingehen, wo Du hergekommen bist.

Man läßt manchmal zu Ader, um Kopfschmerzen zu lindern, oder überhaupt um sich leichter zu machen; man braucht nicht durch eine klaffende Wunde das Herz zu spalten, ein kleines Messer öffnet den Weg zu jener großen Freiheit und die ewige Ruhe erkauft man durch einen Stich. Warum zögern und zagen? Einmal müssen wir ja doch diese Wohnung verlassen. So fesselt alte Mietsleute ge-

---

*) „professos sapientiam."

wohnte Nachsicht an einen Ort, wenn ihnen derselbe auch viel Ärger bereitet. Willst Du frei sein gegenüber von Deinem Körper, so bewohne ihn mit dem Gedanken an das Ausziehen; vergiß nicht, daß Du einmal diesen Aufenthalt verlassen mußt, das wird Dir die Kraft geben, ihn, wenn der Fall eintritt, wirklich zu verlassen. Aber wie soll der an sein Ende denken, der endlos alles in der Welt begehrt! Hierauf seine Gedanken zu richten, ist das allernotwendigste. Auf anderes übt man sich vielleicht vergeblich ein: das Herz ist gewaffnet gegen Armut, aber man bleibt vermöglich; oder man hat sich geübt, den Schmerz gering zu achten, aber wir bleiben gesund und kommen nicht in die Lage, diese Tugend zu erproben; wir sind gefaßt, den Verlust der Unsrigen standhaft zu ertragen, aber das Schicksal läßt sie uns alle. Aber der Tag kommt gewiß einmal, an welchem wir die Sterbensfreudigkeit wohl brauchen können. — Man darf nicht glauben, nur große Männer seien im stande, so die Riegel der menschlichen Knechtschaft zu zerbrechen, so etwas könne nur ein Cato thun, der mit der Hand der Seele einen Ausweg bahnte, weil es mit dem Schwerte nicht ganz gelungen war: nein, auch Menschen niedrigsten Schlages haben mit einem kühnen Entschluß sich in Sicherheit geborgen und haben, da sie nicht nach Belieben sterben und Werkzeuge dazu wählen konnten, genommen, was sich ihnen irgend darbot und aus irgend einem unschuldigen Ding eine Todeswaffe gemacht. So that unlängst ein Deutscher bei den Tiergefechten, der für das Schauspiel des andern Tages aufbewahrt war. Er trat aus an den Ort, wohin er einzig ohne Wache gehen durfte, nahm das dort befindliche mit einem Schwamme versehene Holz, stopfte es sich mit Gewalt in die Kehle und erstickte. Das hieß wahrlich dem Tod einen Possen spielen! Es war zwar keine ganz anständige und saubere Todesart, aber wozu da an Ekel denken? Respekt vor dem Mann!

Wäre es ihm doch gestattet gewesen, den Tod zu wählen; er hätte das verdient. Wie mutvoll hätte er sich das Schwert in die Brust gestoßen, wie entschossen sich in die Tiefe des Meeres oder von einer steilen Felswand herabgestürzt. Aller Waffen bar, fand er doch ein Mittel, sich zu töten, ein Beweis, daß oft zum Sterben nichts fehlt, als der Wille. Jeder mag über den Tod dieses energischen Menschen denken, wie er will, das aber wird allgemein zugegeben werden, daß der schmutzigste Tod der glänzendsten Sklaverei vorzuziehen ist. Ich habe nun schon begonnen, geringe Beispiele anzuführen, darum noch eines; jeder wird sich selbst um so mehr zumuten, wenn er sieht, wie auch die Verachtetsten den Tod verachten. Cato, Scipio und andere Namen, die wir hochachtungsvoll vernehmen, erscheinen uns zu hoch zu Vorbildern; ich will aber zeigen, daß sich unter den Tierkämpfern ebensoviele Beispiele von Heldenmut finden, als bei den Führern in den Bürgerkriegen. Als neulich einer unter Bedeckung zum Morgenschauspiel hinausgeführt wurde, nickte er wie schlaftrunken so tief, bis er in die Speichen des Rades geriet und hielt sich auf seinem Sitz, bis ihm die Radumdrehung das Genick brach. Derselbe Wagen, der ihn zu der Hinrichtung hinführte, entführte ihn derselben. —

Nichts steht dem im Wege, der durch- und ausbrechen will. Die Natur bewacht uns nicht so streng. Wenn die Umstände es erlauben, mag man sich nach einer gelinden Todesart umsehen; wer mehr Mittel und Wege zur Freiheit hat, möge überlegen und wählen, was ihm am besten paßt; wem sich Hindernisse bieten, der ergreife das nächste beste Mittel, sei es auch ganz neu und nie dagewesen. Wem der Mut zum Sterben nicht fehlt, dem wird es auch an dem nötigen Scharfsinn nicht fehlen. Auch die letzten Sklaven, wie raffen sie sich auf und entkommen der sorgfältigsten Bewachung, wenn der Schmerz sie anstachelt! Der ist ein großer Mann, der nicht bloß

zu sterben beschließt, sondern auch darin erfinderisch ist. — Ich kann Dir mit noch weiteren Beispielen aus denselben Kreisen dienen: am zweiten Tage der Seekampfspiele stieß sich einer der Barbaren die Lanze in die eigene Kehle, welche ihm gegen seine Feinde gegeben worden war. „Warum, dachte er, entgehe ich nicht sofort der Qual und aller Schmach? warum sollte ich auf den Tod warten, da ich eine Waffe in der Hand habe?" — Dieses Schauspiel war um so schöner, da es anständiger ist, sterben, als töten zu lernen. —

Wie nun? Wenn geringe schlechte Leute solchen Mut zeigen, sollten ihn dann nicht auch diejenigen besitzen, welche durch langes Nachdenken und durch die Vernunft, die Lehrerin aller Dinge, auf solche Fälle vorbereitet sind? Diese lehrt uns, daß es viele Wege zum Tod gebe, daß das Ziel aber immer dasselbe sei und daß nichts darauf ankomme, welches der Anfang vom Ende sei. Sie lehrt uns ferner schmerzlos sterben, wenn es möglich ist, wo nicht, zu ergreifen, was sich eben bietet und es auszuführen so gut es gehen mag. — Vom Raub zu leben ist unrecht; aber so gleichsam den Tod zu rauben, das ist sehr schön!

Zweiundsiebzigster Brief.

Die Frage, welche Du mir vorlegst, war mir klar, denn ich hatte mich genug damit beschäftigt, aber es ist mir jetzt doch nicht ganz geläufig, weil ich das Gedächtnis lange nicht aufgefrischt habe. Es geht mir wie Bücherrollen, die man lange nicht herausgenommen hat, und die nun ankleben; ich muß meinen Geist entfalten und was ich in ihn niederlegte zuweilen aufrollen, daß es mir präsent ist, wenn ich es brauche. Für jetzt will ich also die Sache liegen lassen, weil viel Mühe und Fleiß dazu gehört; sobald ich hoffen kann, wieder irgendwo für länger festzusitzen, will ich mich daran machen. Manche Dinge kann

man unterwegs schreiben, zu andern gehört ein ruhiges einsames Plätzchen. Aber auch an geschäftsvollen Tagen, und zwar an allen, muß irgend etwas gethan werden. Es kommen ja immer neue Geschäfte; wir pflanzen sie gleichsam und so gehen aus einem immer mehrere hervor. Dann verschieben wir die Sachen und sagen: „wenn ich mit diesem oder jenem fertig bin, will ich mich lebhaft daran machen; wenn diese oder jene Widerwärtigkeit abgewickelt ist, will ich mich dem Studium hingeben." Das ist falsch. Man muß sich nicht erst dann an das Studium machen, wenn man sonst nichts zu thun hat; man muß im Gegenteil um seinetwillen alles hintansetzen; das ganze Leben vom Knabenalter bis zu den höchsten Stufen menschlichen Daseins ist hierzu nicht zu lang. Mit der Philosophie aussetzen ist fast dasselbe wie sie aufgeben, weil man nicht da stehen bleibt, wo man abbrach. Wer nicht fortmacht, kommt wieder zurück auf den Anfang, wie gewisse Dinge nach der Anspannung wieder in die vorige Lage zurückkehren. Man muß den Geschäften Einhalt thun, sie abmachen, nicht in die Länge ziehen. Für ein nützliches Studium ist jede Zeit geeignet; manche aber studieren unter Umständen nicht, um deren willen sie es gerade thun sollten. Abhaltungen giebt es immer, aber nicht für den, der alles mit frischem lebhaftem Geiste erfaßt. Wer noch nicht zur Vollkommenheit durchgedrungen ist, dessen Freudigkeit wird immer noch unterbrochen; bei dem wahren Weisen aber ist die Freude bleibende Grundstimmung, sie wird durch keinen Zufall, durch kein Geschick gestört; er ist allezeit und überall ruhig, denn er hängt nicht ab von äußerlichen Dingen und braucht weder der Menschen noch des Schicksals Gunst. Sein Glück ist ein inneres; es entsteht im Innern und bleibt daselbst. Allerdings kommen Dinge im Leben vor, die auch den Weisen daran

erinnern, daß er ein Mensch ist; aber das sind doch Kleinigkeiten, die gleichsam nur die Oberhaut ritzen. Irgend ein Unfall kann an ihn herantreten, aber das wahre Gut, das er besitzt, ist unantastbar. Unannehmlichkeiten von außen kann es geben, ja, wie zuweilen auch an einem gesunden und kräftigen Leibe Pusteln oder Bläschen entstehen, aber im Innern ist nichts faul. Zwischen dem vollkommenen Weisen und dem, der es erst werden will, ist ein Unterschied wie zwischen dem Gesunden und dem Reconvalescenten, der nach langer schwerer Krankheit schon froh ist, wenn es ihm besser geht. Ein solcher muß sich noch immer in Acht nehmen, daß nicht ein Rückfall das Übel ärger macht. Der Weise wird nicht recidiv, ja überhaupt nicht mehr krank. Der Leib ist immer nur auf unbestimmte Zeit gesund; der Arzt kann die Gesundheit wiederherstellen, aber er garantiert für nichts; oft holt man ihn zu dem früheren Patienten abermals; das Gemüt aber wird auf einmal und ganz gesund. Und welches sind die Merkmale solcher Gesundheit? Ich will es Dir sagen: man ist mit sich selbst zufrieden und vertraut sich selbst; man weiß, daß, was die Menschen sich gewöhnlich wünschen, daß alle Güter, die erbeten und gegeben werden, bedeutungslos sind für ein wahrhaft glückliches Leben. Was noch zunehmen kann, das ist nicht vollkommen; was vermindert werden kann, ist nicht dauerhaft; wessen Freude bleibend sein soll, der muß sich über etwas freuen, das ganz sein Eigentum ist. Die Dinge, nach welchen die Menge hascht, fluctuieren hin und her; das Schicksal giebt uns nichts zu eigen. Doch wenn man vernünftigen mäßigen Gebrauch von diesen Gaben des Zufalls macht, so hat man auch Vergnügen davon; die Vernunft giebt ihnen einen Wert, schlingt man sie aber gierig hinein, so hat man keinen Genuß davon. Attalus gebrauchte gerne folgendes Bild: „Du hast doch wohl auch schon einen Hund gesehen, der mit offenem Maule Stücke Brot

oder Fleisch hineinschnappte, die sein Herr ihm zuwarf? Was er bekommt, verschlingt er sofort ganz und reißt alsbald den Rachen wieder auf, in der Erwartung, daß noch ein Brocken komme. So ist auch der Mensch: man hofft, das Schicksal werde einem etwas zuwerfen, geschieht dies, so verschlingt man es ohne eigentlichen Genuß und spannt und paßt sogleich auf einen weiteren Raub."

So beträgt sich der Weise nicht; er ist nicht hungrig; fällt ihm etwas zu, so nimmt er es ruhig an und legt es zurück; er genießt eine große, ihm eigene und bleibende Freude.

Mancher hat einen guten Willen und erfreuliche Fortschritte, zur Vollkommenheit fehlt ihm aber noch viel; er sinkt und hebt sich abwechselnd, bald fliegt er auf in den Himmel, bald liegt er wieder am Boden. Unerfahrene Anfänger kommen immer wieder zu Fall; sie sinken in das epikuräische leere Chaos ohne Grenzen. Noch giebt es Leute, die der Weisheit nahe kommen, sie haben sie noch nicht erfaßt, aber sie erblicken dieselbe und sind nicht fern von ihr; solche werden nicht erschüttert und gleiten nicht aus; sie sind gerade noch nicht auf dem Trockenen, aber doch nicht mehr auf hoher See. Weil nun zwischen den Obersten und Untersten so ein großer Unterschied ist, da auch die Mittleren schon manchen Gewinn haben bei der großen Gefahr des Rückfalls in das Schlechte, darum darf man sich nicht zu viel den Geschäften hingeben; man muß sie beschränken; sind sie einmal eingedrungen, so kommen immer neue nach. Treten wir dem gleich von Anfang an entgegen; noch besser als das Aufhören ist es, wenn sie gar nicht anfangen.

Vierundsiebzigster Brief.

Dein Brief hat mich gefreut und anregend auf meine Erschlaffung gewirkt, auch mein Gedächtnis wieder angefrischt, das schon anfängt nachzulassen und schwach zu

werden. Ganz mit Recht, lieber Lucilius, hältst Du für das wichtigste Hilfsmittel zu einem glückseligen Leben die Überzeugung, daß die Tugend allein ein wahres Gut sei. Wem „Gut" und „Tugend" gleichbedeutende Begriffe sind, der ist im Innersten glücklich; wer andere Dinge für Güter hält, der wird ein Spielball des Schicksals und kommt unter fremde Botmäßigkeit. Der eine kommt in Trauer durch den Verlust von Kindern, ein anderer durch die Krankheit derselben, ein dritter durch ihre unanständige Aufführung, oder durch Schmach, die man ihnen anthut; wieder einer quält sich, weil er in die Gattin eines andern verliebt ist, oder weil seine Gattin einen andern liebt. Ferner giebt es Leute, die unglücklich sind, weil sie eine Stelle nicht bekommen haben, anderen dagegen macht gerade die erlangte Ehrenstelle Verdruß genug. Am größten aber ist die Menge unglücklicher Menschen, welche der Gedanke an den überall drohenden Tod plagt. In tausend Gestalten umschleicht uns derselbe ja! Man muß wie in Feindesland immer Umschau halten und nach jedem Geräusch den Kopf hinwenden; man lebt immer mit zitterndem Herzen, wenn man nicht ein- für allemal diese Furcht ausgetrieben hat. Man begegnet Verbannten, Vertriebenen, armen Reichen (das ist eine besonders drückende Art von Armut), Schiffbrüchigen und solchen, die ähnliches erlitten, die Pöbelhaß oder Neid, ein Geschoß, das gerade die Tüchtigsten trifft, ahnungslos und unerwartet niederwarf, wie ein Sturm, der plötzlich aus heiterem Himmel sich erhebt, wie ein Blitzstrahl, der die ganze Umgebung erzittern macht. Wie in letzterem Falle der Zunächststehende fast ebenso betäubt wird, wie der Betroffene selbst, so trifft bei andern gewaltigen Schlägen einen das Unglück, die andern die Furcht und der Gedanke, daß man ebensogut von dem Schlage hätte selber getroffen werden können. Plötzliche Unglücksfälle, die irgend jemand betreffen, jagen jeder-

mann Furcht ein. Wie schon das Schwirren der leeren Schleuder die Vögel erschreckt, so werden auch wir nicht erst durch einen Schlag, sondern sogar durch ein Geräusch aufgeschreckt. Wer immer etwas Derartiges befürchtet, der kann nicht glücklich sein. Es giebt kein Glück ohne Freiheit von Furcht; immer in Angst schweben, ist ein elendes Leben. Wer sich an Zufälliges viel hingiebt, der schafft sich selbst unzählige und unvermeidliche Unruhe. Einen sicheren Weg dagegen giebt es, nämlich Äußerlichkeiten gering achten und mit der Tugend sich begnügen. Wer irgend etwas außer ihr für ein Gut hält, oder für ein größeres Gut als sie, der wird nach allen Gaben des Glücks begehrlich greifen und vor den Geschossen des Schicksals immer zittern. Denke Dir die Sache als Bild: das Geschick treibt sein Spiel mit der Menschenmenge; es schüttet aus seinem Füllhorn Ehrenstellen, Reichtum und Gunst aus; diese Dinge aber werden zerrissen von denen, die darnach haschen, sie fallen Unwürdigen zu, oder gereichen denen, welche sie bekommen, zum Unheil. Manches erhalten Leute, denen gar nichts daran liegt; manches geht durch die Gier des Haschens verloren und wird verderbt. Aber auch im günstigsten Falle hat man an dem Raube nur ganz kurze Zeit eine Freude. Wer klug ist verläßt das Theater, wenn er sieht, daß jetzt Geschenke unter das Volk geworfen werden, um welche dieses sich reißt; er weiß, wie hoch solche Kleinigkeiten zu stehen kommen. Wer fort geht, kommt nicht ins Handgemenge und wird nicht gestoßen; man prügelt sich nur um die Gaben. Ebenso geht es bei den Dingen, welche das Glück aus seiner Höhe herabwirft: man läßt sich hin- und herzerren und in Hitze bringen; man möchte viele Hände haben; man blickt bald da-, bald dorthin; das Ersehnte fällt uns nicht rasch genug zu; alle passen darauf und nur wenige erhaschen es. Ach, wir Armen! Wir möchten dem, was uns vorgeworfen wird, entgegen-

fliegen; wir sind beglückt, wenn wir etwas erwischen; wer leer ausgeht, ist voller Neid; eine wertlose Beute bezahlen wir mit viel Ungemach und finden uns hernach getäuscht. Darum wollen wir wegbleiben von jenen Spielen, und das Feld denen überlassen, welche gerne Beute machen; mögen sie nach jenen schwebenden Gütern blicken, selber in der Schwebe befindlich! Wer glücklich sein will, muß die Tugend allein für ein Gut halten. Hält er etwas anderes für ein Gut, so hat er von der Vorsehung eine falsche Vorstellung, da ja ganz wackeren Männern mancher Unfall zustößt und da alles, was sie uns giebt, nur kurz ist und unbedeutend im Vergleich mit der Dauer der ganzen Welt. Klagen wir darüber, so zeigen wir, daß wir undankbar sind und die Gottheit nicht recht verstehen; man beschwert sich, man bekomme wenig, Unsicheres und Vergängliches. So ist uns das Leben und das Sterben entleidet, das Leben ist uns verhaßt, der Tod furchtbar. Alle Entschlüsse sind schwankend und kein Glück kann uns befriedigen. So geht es, weil wir das große unübertreffliche Gut noch nicht erfaßt haben, bei welchem alles Wünschen aufhört, weil es nichts Höheres giebt. Und warum braucht die Tugend sonst nichts? Darum, weil sie sich der Gegenwart freut und das nicht begehrt, was sie nicht hat; sie findet alles groß und gut, weil sie sich genügen läßt. Denkt man anders, so schwindet jede edle Gesinnung dahin und die Treue; wer diese bewahren will, der muß von dem, was man Übel nennt, manches erdulden und viel von dem, was man als ein Gut schätzt, aufopfern. Es giebt dann ferner keine Tapferkeit, für die es Ehrensache ist, Gefahren zu bestehen; es giebt keine erhabene Gesinnung mehr, die nur da sich finden kann, wo man alles gering achtet, was die Menge schätzt und begehrt; es giebt keine Dankbarkeit mehr, das Danken ist ein unangenehmes Geschäft, wenn es etwas Höheres giebt, als die Treue,

wenn man nicht nach dem Besten trachtet. Doch genug! Entweder sind die Dinge, die man gewöhnlich Güter nennt, keine wahren Güter, oder der Mensch ist besser daran, als Gott, der das nicht kennt, was uns gegeben ist. Sinnenlust, Tafelfreuden, Schätze, und was sonst die Menschen ködert und zu eitler Lust verlockt, findet sich ja nicht bei Gott. Somit fehlen entweder der Gottheit manche Güter, das aber ist undenkbar; oder folgt eben daraus, daß diese Dinge, welche Gott nicht zukommen, keine Güter sind. Bedenke ferner, daß manche dieser Scheingüter den Tieren in reicherem Maße zukommen, als den Menschen, z. B. die Begierde der Nahrung und die Geschlechtslust; ihre Kräfte haben eine größere und gleichmäßigere Festigkeit; folglich sind sie viel glücklicher als der Mensch! Sie leben ohne Bosheit und Betrug; sie genießen das Leben reichlicher, leichter, ohne Scham und ohne Reue. Überlege nun, ob das ein Gut heißen könne, worin Gott dem Menschen nachsteht. Das höchste Gut muß etwas Geistiges sein; es wird wertlos, wenn es von unserem besten Teil übergeht zu dem schlechtesten, zu den Sinnen, die bei den unvernünftigen Tieren besser ausgebildet sind. Nein! unser höchstes Glück wohnt nicht in unserem Fleische! Diejenigen Güter sind die wahren, welche die Vernunft gewährt; diese allein sind festgegründet und dauerhaft; sie können nicht vergehen, ja nicht einmal abnehmen. Was man sonst Güter nennt, das beruht auf Einbildung; es hat nur den Namen gemein mit den wahren Gütern, den Inhalt nicht. Man mag sie Annehmlichkeiten nennen, oder nach unserem Sprachgebrauch „producta" (etwas, was man gern nimmt, vorzieht); aber nie vergesse man, daß diese Dinge uns dienstbar sind, nicht zu unserem Wesen gehören; wir können sie haben, aber sie müssen außerhalb von uns bleiben. Und auch wenn wir sie haben, müssen wir sie für untergeordnete geringe Dinge halten, um deren willen sich

niemand erheben darf. Was wäre thörichter, als stolz sein auf etwas, was nicht eigenes Verdienst ist! Diese Dinge mögen uns zufallen, aber dürfen uns nicht anhaften; müssen wir sie hergeben, so soll es uns gar nicht schmerzlich berühren. Wir machen Gebrauch davon, thun aber nicht groß damit; wir benutzen sie schonlich, als Deposita gleichsam, als anvertraute Wertsachen, die man wieder zurückgeben muß. Wer sie hat und den Verstand nicht dazu, der darf sie nicht lange behalten; das Glück wird zur Last ohne das rechte Maßhalten. Wer auf so flüchtige Dinge sich verläßt, ist bald verlassen, oder hat wenigstens viel Plage davon. Nur wenige vermochten es, ihrem Glück stille ein Halt zu gebieten; die andern stürzten samt denen, unter welchen sie emporragten und eben das, was sie erhoben hatte, schlug sie nieder. Die Klugheit, wenn man sich bei ihr Rat erholt, empfiehlt Mäßigkeit und Sparsamkeit; Üppigkeit vergeudet jählings ihre Mittel; das Maßlose, das nicht von der Vernunft in Zaum und Zügel gehalten wird, ist nie von Dauer. Das Schicksal vieler Städte ist davon ein Zeuge: durch üppiges Regiment sanken sie mitten in der Blüte dahin und was früher durch Tüchtigkeit gewonnen worden war, das ging verloren durch maßloses Treiben. Gegen solche Wechselfälle muß man sich verwahren, und zwar innerlich müssen wir das thun, weil man gegen das Geschick keine unersteigliche Mauer aufrichten kann. Wenn innerlich alles wohl steht, dann kann der Mensch angelaufen, aber nicht niedergeworfen werden. Willst Du diese Rüstung kennen lernen? Es ist der Gleichmut in allen Fällen, die Erkenntnis, daß auch das scheinbar Schädliche zur Erhaltung des Ganzen nötig sei und im Lauf der Welt seine Bestimmung habe. Was Gottes Wille ist, muß auch uns recht sein. Mit uns selbst dürfen wir in sofern zufrieden sein, als nichts uns besiegen kann, als wir die Übel hinunterhalten, als wir

durch die Vernunft, die mächtiger ist als alles, Zufall, Schmerz und Unrecht bezwingen. Liebe die Vernunft; das wird Dich waffnen gegen die gewaltigsten Feinde. Die Liebe zu den Jungen treibt wilde Tiere in den Jagdspieß, sie, die ihre Wildheit und ihr schreckliches Anstürmen sonst unbezwinglich machen würde; Begierde nach Ruhm läßt einen jugendlichen Feuerkopf Schwerter und Flammen gering achten; ein Schein, ein Schatten der Tugend kann in freiwilligen Tod treiben: ein viel kräftigeres, beständigeres, gewaltigeres Motiv ist die Vernunft; durch alle Gefahren und Schrecknisse dringt sie siegreich durch.

Aber, entgegnet man, mit eurer Behauptung dringet ihr nicht durch, die Tugend allein sei ein Gut; diese Verschanzung macht euch nicht sicher und frei gegenüber von dem Schicksal. Liebevolle Kinder, ein gut situiertes Vaterland, wackere Eltern, sind doch auch etwas Gutes, das werdet ihr zugeben; sind diese in Gefahr, so könnt ihr nicht ruhig zusehen; des Vaterlandes Not, der Kinder Tod, Dienstbarkeit eurer Eltern, das muß euch doch auch betrüben. Laß mich zuerst die gewöhnlichen Entgegnungen hierauf anführen und dann noch einiges Neue beifügen. Es giebt Dinge, an deren Stelle, wenn wir sie verlieren, irgend ein Übelstand tritt: gute Gesundheit wird zur Krankheit, erlöschendes Augenlicht zur Blindheit, Durchschneiden der Kniesehnen macht nicht nur langsam, sondern lahm. So verhält es sich aber in den oben genannten Fällen nicht: habe ich einen guten Freund verloren, so muß ich darum nicht gegen Perfidie kämpfen; habe ich wackere Kinder zu Grabe getragen, so bekomme ich nicht schlechte dafür. Auch gehen nicht die Freunde oder die Kinder selbst verloren, sondern nur dem Leibe nach verlieren wir sie. Ein Gut könnte aber nur auf die eine Weise verloren gehen, daß ein Übel daraus würde; das ist aber nach einem Gesetz der Natur nicht möglich; jede Tugend und

jede Wirkung einer solchen bleibt unveränderlich. Und selbst wenn Freunde, wenn erprobte, den Wünschen der Eltern ganz entsprechende Kinder verloren gehen, so kann ihre Stelle wieder durch etwas ausgefüllt werden. Durch was? Eben durch das, was sie gut machte, durch die Tugend. Sie duldet nichts Leeres; das ganze Gemüt nimmt sie ein und läßt jeden andern Wunsch ersterben; sie ist sich selbst genug, denn alles Guten Kraft und Quelle liegt in ihr. Was liegt daran, ob das abfließende Wasser gesammelt wird, oder verläuft, wenn nur die Quelle, aus der es strömt, gut ist? Du wirst nicht sagen wollen, man könne rechtschaffener, geordneter, klüger, anständiger leben, wenn man seine Kinder noch hat, als wenn man sie verloren hat, also auch nicht besser. Wird man weiser, wenn man seine Freunde um sich hat, thörichter, wenn man sie nicht hat? Folglich im einen Fall nicht glücklicher, im andern nicht elender. Wenn die Tugend unversehrt ist, wird man nichts vermissen.

Ist denn aber ein Mann, der eine große Anzahl von Freunden und von Kindern um sich hat, nicht glücklicher? Mag sein! Aber das höchste Gut wird weder weniger noch mehr, es bleibt bei seinem Maß. Das Schicksal mag sich gestalten wie es will, mag uns ein hohes Alter zu teil werden oder eine niedrigere Stufe, das Maß des höchsten Gutes verändert sich nicht, wenn auch das Alter ein verschiedenes ist. Ob Du einen größeren oder kleineren Kreis beschreibst: die Form bleibt dieselbe, nur der Raum wird größer; der eine kann längeren Bestand haben, den andern verwischest Du vielleicht sogleich wieder in dem Staube, in welchen Du ihn gezeichnet hast, die Gestalt war aber doch bei beiden dieselbe. Was recht und gut ist, das bemißt man nicht nach Größe, Zahl oder Zeit; es kann weder verlängert, noch verkürzt werden. Beschränke ein tugendhaftes Leben statt hundert Jahren auf möglichst wenig, auf einen Tag etwa, es bleibt was es ist. Die

Tugend erstreckt sich das eine Mal auf ein weites Gebiet, regiert Königreiche, Städte, Provinzen, giebt Gesetze, unterhält Freundschaften, hat Pflichten gegen Verwandte und gegen Kinder; ein andermal ist sie eng umgrenzt durch Armut, Verbannung, Kinderlosigkeit; kleiner ist sie darum nicht, wenn sie von der höheren Stufe in den Privatstand, vom Thron in die Niedrigkeit herabsteigt und aus dem weiten Kreise der Öffentlichkeit sich zurückzieht in den engen Raum eines Hauses, eines Winkels. Auch wenn sie, allenthalben ausgeschlossen, sich auf sich selbst zurückzieht, ist sie gleich groß; immer ist sie großen, erhabenen Geistes, pünktlich und klug, strengrechtlich. Und darum ist sie gleichmäßig-glücklich, denn das Glück wohnt nur im Gemüt; es ist beständig, groß, ruhig; aber ohne Kenntnis des Göttlichen und Menschlichen kommt es nicht zu stande.

Nun folgt, was ich selber noch dazufügen möchte: Der Weise wird nicht niedergeschlagen durch den Verlust von Kindern oder von Freunden. Er trägt ihren Tod mit derselben Gemütsruhe, mit welcher er seinen eigenen erwartet; diesen fürchtet er ebensowenig, als er sich über jenen betrübt. Die Tugend besteht in der Gleichmäßigkeit; all ihr Thun stimmt mit ihr überein; diese Übereinstimmung ginge aber verloren, wenn das Gemüt, statt sich zu erheben, in Trauer und in Heimweh versänke. Zögern, Zagen, Saumseligkeit bei irgend etwas ziemt sich nicht; geziemend aber ist es, ruhig, gerüstet, unerschrocken, zum Kampfe gegürtet dazustehen.

Wird denn aber über den Weisen gar nie eine Art von Verwirrung kommen? wird er nie die Farbe wechseln? wird sein Gesicht stets unbeweglich sein? wird nie ein Schauder durch seine Glieder hinziehen? ist er den unwillkürlichen Regungen der Natur nicht auch unterworfen? Das wohl, aber dabei wird er nie vergessen, daß jene Dinge nicht eigentlich Übel sind und nicht wert, daß ein rechter Mann sich dadurch bange machen läßt. Mutig und

Staatl. Bibliothek Bamberg

prompt thut er immer seine Schuldigkeit. Träge und unwillig arbeiten, nicht mit Leib und Seele bei der Sache sein, von widerstreitenden Gefühlen sich hin- und herzerren lassen, das ist doch gewiß der Thoren Art. Womit sie prahlen und sich groß machen, eben damit werden sie verächtlich, und nicht einmal das thun sie mit Lust. Wer ein Übel fürchtet, der wird in der Erwartung dadurch schon gequält, wie wenn es da wäre; wer Angst hat vor irgend einem Leiden, dem schafft eben das schon Leiden. Wie eine kommende Krankheit ihre leiblichen Vorzeichen hat, Nervenabspannung, Mattigkeit und Schläfrigkeit, ohne daß man sich vorher abgearbeitet hat, ein Frieren, das durch die Glieder läuft, so wird ein schwacher Geist schon lange vorher erschüttert, ehe die Übel wirklich kommen, er präsumiert dieselben und liegt darnieder vor der Zeit. Was aber ist thörichter, als sich wegen der Zukunft abängsten, statt das Leiden abzuwarten es herholen; es wäre gescheiter, es hinauszuschieben, wenn man es nicht ganz vermeiden kann. Die Zukunft kann eigentlich niemand quälen. Erführe jemand, daß er in fünfzig Jahren hingerichtet werde, so könnte ihn das nur dann beunruhigen, wenn er die Zwischenzeit überspränge und sich jetzt schon in das ferne Übel versenkte. Ebenso ist es, wenn Leute, die sich gefallen im Kranksein und im Trauern, über alte vergangene Geschichten noch immer sich betrüben. Was vergangen ist und was kommen wird, ist jetzt nicht da; beides empfinden wir nicht, und was man nicht empfindet, schmerzt auch nicht. —

Siebenundsiebzigster Brief.

Die Alexandrinischen Schiffe kamen heute auf einmal in Sicht, die gewöhnlich vorausfahren, um die nachfolgende Flotte zu signalisieren und die darum Kurierschiffe heißen. Das ist für Campanien eine sehr erwünschte Erscheinung. Eine Masse von Menschen versammelt sich da auf dem

Damme von Puteoli und sucht, so viele Schiffe auch auftauchen, die Alexandriner am Segelwerk zu erkennen. Denn diese dürfen allein das oberste Segel aufgespannt lassen, das auf hoher See alle haben. Dieses obere Segel beschleunigt die Fahrt am meisten und treibt das Schiff am raschesten vorwärts. Wird der Wind stärker, als gut ist, so läßt man die Segelstange herab, da der Wind tiefer unten weniger Gewalt hat. Sind die Schiffe an Capreä vorüber und an dem Vorgebirge „wo von hohem sturmumbraustem Gipfel Pallas herabschaut", so dürfen die andern nur noch das untere Segel aufgespannt behalten, das obere ist dann das Kennzeichen der Alexandriner.

Während nun alles rannte und an das Gestade lief, verharrte ich mit Genuß in meinem Phlegma. Wohl hoffte ich auch, Briefe von den Meinigen zu bekommen, aber es pressierte mir gar nicht, zu erfahren, was dieselben enthalten und wie es mit meinen Angelegenheiten stehe. Schon seit langer Zeit kann ich nichts mehr verlieren und nichts gewinnen. Das wäre für mich die rechte Gesinnung, auch abgesehen davon, daß ich ein alter Mann bin, so aber zweimal, da mein bißchen Besitz mehr als hinreichendes Reisegeld ist für die kurze Strecke Wegs, die ich noch vor mir habe. Zudem befinden wir uns auf einem Wege, den man nicht gerade ganz durchlaufen muß. Eine Reise ist unvollendet, wenn man auf halbem Wege, oder ehe man das Ziel erreicht hat, stille steht; das Leben ist nicht unvollendet, wenn es tugendhaft ist. Wo man aufhört, ist es etwas Ganzes, wenn man gut endigt. Oftmals muß man mit kühnem Entschluß ein Ende machen, wenn man auch nicht hochwichtige Gründe dafür hat; was uns veranlaßt, dazubleiben, ist ja auch nicht sehr wichtig.

Tullius Marcellinus, den Du ja wohl gekannt hast, ein ruhiger junger Mann, der rasch alt wurde, verfiel in eine, nicht unheilbare, aber lange, lästige Krankheit, die

vielerlei Bedürfnisse erzeugte. Da begann er an den Tod zu denken und berief mehrere Freunde zusammen. Die Furchtsamen rieten ihm, was sie sich selbst geraten hätten, Schmeichler sagten, was er, wie sie annahmen, gerne hörte; ein Freund von mir aber, ein Stoiker, ein herrlicher Mann, oder um mich richtiger auszudrücken, ein tapferer, thatkräftiger Mann, gab ihm, wie mir scheint, den besten Bescheid. Er begann: „quäle Dich nicht, lieber Marcellinus, als ob Du einen sehr wichtigen Entschluß zu fassen hättest. Das Leben ist nichts Wichtiges; alle Deine Sklaven leben und alle Tiere; ehrenvoll, weise und mutig sterben, das ist etwas Großes. Essen, Schlafen, Vergnügen — das ist der beständige Kreislauf; bedenke, wie lange Du das schon treibst. Sterben wollen kann nicht nur der Weise und Mutige oder Unglückliche, sondern auch der, welcher am Leben genug hat." — Marcellinus brauchte weniger diesen Rat, als vielmehr eine Beihilfe, da die Sklaven nicht gehorchen wollten. Der Freund benahm ihnen daher zuerst ihre Besorgnis und zeigte ihnen, daß die Dienerschaft nur dann in Verdacht komme, wenn es ungewiß sei, ob der Herr sich freiwillig den Tod gegeben habe; sonst sei es ebenso unrecht, einen Menschen am Sterben zu verhindern, als ihn zu töten. Darauf erinnerte er den Marcellinus, es sei human, wie man nach aufgehobener Tafel die übrigen Brocken den Umstehenden schenke, so am Ende des Lebens denen etwas zu spenden, die uns im Leben bedient haben. Marcellinus war gerne bereit; immer hatte er von seinem Besitz freigebig ausgeteilt. So gab er denn den weinenden Sklaven kleine Summen und tröstete sie dazu in eigener Person. Stahl und Blutvergießen war nicht nötig: er genoß drei Tage nichts. In sein Schlafzimmer ließ er ein Zelt bringen und in dasselbe eine Badewanne stellen; in dieser lag er lange Zeit, ließ zuweilen warmes Wasser zugießen und starb so allmählich hin, nicht ohne angenehme Gefühle, wie solche

mit einer derartigen sanften Auflösung verbunden zu sein pflegen. Ich kenne das; solches Schwinden der Lebensgeister habe ich an mir selbst schon erfahren. —

Daß ich ins Geschichtenerzählen hineingeraten bin, wird Dir nicht unangenehm sein; Du weißt jetzt, daß das Ende unseres Freundes nicht schwer und nicht elend war. Wiewohl er sich den Tod selber gab, verschied er doch ganz sanft und entschwand aus dem Leben. Solche Erzählungen sind aber oft auch von Nutzen; solche Beispiele braucht man manchmal. Oft soll einer sterben und will nicht; stirbt wirklich und will nicht. So viel Verstand hat jeder, daß er weiß, daß er einmal sterben muß; und doch, wenn der Tod nun kommt, weicht man zurück, zittert und jammert. Wäre nicht der offenbar ein großer Narr, welcher darüber weinen würde, daß er nicht schon vor tausend Jahren gelebt hat? Ebenso thöricht ist, wer darüber weint, daß er in tausend Jahren nicht mehr da sein wird. Du warst einmal nicht und wirst einmal nicht mehr sein; beides ist gleich. Vergangenheit und Zukunft gehen uns nichts an. Du bist nur angewiesen auf den Augenblick. Willst Du ihn ausdehnen: wie weit wirst Du es können? Wozu weinen und wünschen? Es ist vergebens!

„Hoffe doch nicht, durch Gebet das Schicksal ändern zu können!"*) Es ist unwiderruflich festgesetzt; die ewige Notwendigkeit führt es herbei. Du gehst dahin, wie alles andere. Es widerfährt Dir nichts Sonderliches. Das war Dir schon bei Deiner Geburt bestimmt; das gleiche Schicksal hatten Deine Eltern, Deine Vorfahren, alle Menschen, die vor Dir lebten, und die nach Dir leben werden. Eine ununterbrochene und undurchbrechbare Kette umschlingt alles und reißt es dahin. Welche Menge von

---

*) „Desine, fata Deum flecti sperare precando!"
Verg. Aen. VI, 376.

Sterbenden wird Dir folgen, wird Dich begleiten! Wenn viele Tausende zugleich mit Dir stürben, würdest Du gewiß mutiger scheiden: in Wirklichkeit ist es ja aber so: während Du zagend dem Tode entgegengehst, hauchen tausende von Menschen und von Tieren auf verschiedene Weise ihr Leben aus. Glaubtest Du denn, Du werdest nie an das Ziel kommen, dem Du stets entgegengingst? Jeder Weg hat ein Ende.

Soll ich Dir Beispiele von großen Männern bringen? Von Knaben will ich Dir etwas erzählen: Ein junger Lacedämonier, noch ein Knabe, der gefangen genommen worden war, rief in seiner dorischen Mundart: „ich diene nicht"; und er hielt Wort. Als ihm ein schmählicher Sklavendienst zugemutet wurde — er sollte ein „Gefäß der Unehre" herholen — zerschellte er sich den Kopf an einer Wand. So nahe hat man die Freiheit; und da giebt es noch Sklaven? Wolltest Du nicht lieber, daß ein Sohn von Dir eines solchen Todes stürbe, als daß er mit lauter Nichtsthun ein alter Mann würde? Warum wolltest Du zagen, wenn selbst Knaben mutvoll sterben können? Willst Du nicht, so mußt Du! Entreiße Dich fremder Willkür und wolle selber! Hast Du nicht so viel Energie, wie jener Knabe, zu sagen: „ich will kein Sklave sein"? Du bist ja doch wahrhaftig ein Sklave, ein Sklave der Leute, der Umstände, des Lebens, Du Armer! Jedes Leben, bei welchem man nicht den Mut hat, zu sterben, ist Sklaverei. Und warum wolltest Du denn zögern? Die Genüsse, die Dich etwa halten könnten, kennst Du ja alle; nichts ist Dir neu; Du bist satt, ja überdrüssig. Wie Wein und Met schmecken, weißt Du; ob hundert oder tausend Krüge durch Deinen Leib laufen, das ist einerlei; Du bist nur ein Schlauch! Den Geschmack von Austern und Seebarben kennst Du ganz gut; Deine Üppigkeit hat nichts für künftige Jahre unversucht gelassen. Und das ist's, wovon Du ungern scheidest? Oder grämst

Du Dich um den Verlust von andern Dingen? um Deine Freunde? um Dein Vaterland? ist Dir dieses so viel wert, daß Du um seinetwillen einmal später als sonst speisen wolltest? Die Sonne müßtest Du auslöschen, wenn das möglich wäre; denn was hast Du jemals gethan, das ihres Lichtes wert wäre? Gestehe es nur: was Dir das Sterben schwer macht, das ist nicht die Kurie und nicht das Forum, auch nicht die Liebe zur Natur; Du verlässest ungern den Speisemarkt, auf dem Du doch nichts übrig gelassen hast. Du fürchtest den Tod; warum aber achtest Du ihn dann gering mitten im Sinnengenuß? Du willst leben; verstehst Du aber auch zu leben? Du fürchtest den Tod; aber was hast Du denn für ein Leben? ist das nicht eben der Tod?

Den Cäsar bat einmal auf der latinischen Straße ein Gefangener mit langem, bis auf die Brust herabhängendem Barte um den Tod und erhielt die Antwort: „lebst Du denn noch?" So muß man zu Leuten sagen, für welche der Tod eine Wohlthat wäre: „Du willst nicht sterben, lebst Du denn jetzt?"

Aber ich will leben, sagt jemand, weil ich viel Gutes thue; von der Pflicht scheide ich nicht gerne; ihr lebe ich treu und eifrig. „Weißt Du nicht, daß das Sterben auch eine von den Pflichten des Lebens ist? Du lässest keine Pflicht übrig, denn es giebt nicht eine bestimmte Zahl von Pflichten, die Du voll machen müßtest. Jedes Leben ist kurz, auch das des Nestor war kurz und das der Statilia, die auf ihren Grabstein schreiben ließ: „neunundneunzig Jahre habe ich gelebt!" Du siehst, die Alte that sich etwas auf ihr hohes Alter zu gut; hätte sie vollends hundert erreicht, wie stolz wäre sie dann erst gewesen! Das Leben ist wie eine Rolle auf dem Theater; es kommt nicht darauf an, daß lange, sondern daß gut gespielt werde. Es ist einerlei, wo man aufhört. Höre auf, wo Du willst, nur mache einen guten Beschluß."

Achtundsiebzigster Brief.

Daß Du häufig an Schnupfen und an Fieberchen leidest, den gewöhnlichen Nachwehen langwierigeren Katarrhs, bedaure ich sehr. Ich kenne diesen Zustand; anfangs machte ich mir nichts daraus; in der Jugend kann man einen solchen Ansturm wohl ertragen und den Krankheiten Trotz bieten; später aber fiel ich ab und kam so herunter, daß ich fast zerschmolz. Ich wurde äußerst mager und faßte mehrmals den Entschluß, meinem Leben ein Ende zu machen. Was mich davon abhielt, das war die Rücksicht auf meinen alten Vater, der immer sehr gütig gegen mich war. Ich hätte wohl den Mut gehabt, zu sterben, aber er hätte vielleicht meinen Verlust nicht ebenso mutig ertragen. Das bedachte ich und gebot mir selbst, am Leben zu bleiben. Unter Umständen ist auch das Leben eine mutige That.

Was mir damals zum Troste diente, will ich Dir sagen, schicke aber voran, daß eben meine Trostgründe zugleich Arznei für mich waren. Trost der Tugend ist ein Heilmittel; was den Geist erfrischt, kommt auch dem Leibe zu gut. Das Studium hat mich gerettet; der Philosophie verdanke ich es, daß ich wieder aufkam und gesund wurde; ihr danke ich das Leben und das ist das wenigste, was ich ihr schuldig bin. Viel auch trugen zur Genesung meine Freunde bei, deren Zuspruch, Wachsamkeit, Unterhaltung mich aufrichtete. Nichts, wackerster Lucilius, ist mehr geeignet, einen Kranken wieder herzustellen, als die Teilnahme guter Freunde, nichts hilft besser gegen Todeserwartung und Todesfurcht. Es kam mir vor, wenn sie am Leben bleiben, so sterbe ich nicht; ich dachte ich werde leben, nicht mit, aber durch sie; meinen Geist glaubte ich nicht aufzugeben, sondern ihnen zu übergeben. Das erzeugte in mir den Willen wiederaufzuleben und alle Qual zu ertragen. Sonst ist das ein

gar elend Ding, die Sterbensfreudigkeit verlieren und doch auch keinen rechten Lebensmut haben.

Auf diese Heilmittel verweise ich Dich. Wie weit Du spazieren gehen und Dir Bewegung machen sollest, das wird Dir der Arzt sagen. Er wird Dir raten, Du sollest Dich nicht dem Müßiggang hingeben, wozu man bei geschwächter Gesundheit geneigt ist; Du sollest laut lesen und ausgiebig Atem holen, weil das nicht recht gehen will; Du mögest Schiff fahren und Deinen Unterleib in mäßige Bewegung versetzen. Er wird Dir angeben, was Du essen sollest, wann Du zur Stärkung Wein trinken dürfest und wann Du das lassen sollest, um den Husten nicht zu reizen und zu verschlimmern. Ich aber empfehle Dir etwas, was nicht nur in dieser Krankheit, sondern lebenslänglich heilsam ist: achte den Tod gering! Wer von dieser Furcht frei ist, für den giebt es nichts Trauriges mehr.

Dreierlei plagt uns, wenn wir krank sind: Todesfurcht, körperlicher Schmerz und das Verzichten auf Genüsse. Von der Todesfurcht habe ich schon geredet und füge nur bei: sie liegt in der Natur, nicht in der Krankheit; bei manchen hat eine Krankheit den Tod vertrieben und was ihr Untergang zu sein schien, war ihre Rettung. Sterben mußt Du einmal, nicht weil Du krank bist, sondern weil Du lebst; das wartet auf Dich auch nach der Genesung; wirst Du wieder gesund, so entgehst Du nur der Krankheit, nicht dem Tode.

Der besondere Übelstand beim Kranksein aber sind die großen Schmerzen, die man hat. Doch werden dieselben erträglich durch die Zwischenräume. Wenn der Schmerz aufs höchste gesteigert ist, so hört er auf. Niemand hat lange Zeit heftige Schmerzen. Die Natur hat es gütigst so gemacht, daß unser Schmerz entweder erträglich ist, oder kurz. Die heftigsten Schmerzen haben ihren Sitz in den feinsten Teilen des Körpers; in den Nerven, Gelenken

und andern zarten Teilen wütet der Schmerz am meisten, weil das Übel da auf einen engen Raum beschränkt ist. Aber bald tritt durch den Schmerz eine Abstumpfung ein, daß man ihn nicht mehr so empfindet, entweder weil der Geist in seinem gewöhnlichen Gang gehindert und verderbt, die Kraft, durch welche er sich uns sonst ankündigt, verloren hat, oder weil die verdorbene Flüssigkeit, wenn sie sonst nirgends hinströmen kann, unwirksam wird und da, wo sie zu stark hinfließt, das Gefühl aufhebt. So giebt es beim Podagra, Chiragra und jedem Gelenk- und Sehnenschmerz Pausen, wenn diese gequälten Organe abgestumpft sind. Die ersten Anfälle sind die schmerzlichsten, mit der Zeit werden sie schwächer und zuletzt tritt Abstumpfung und Schmerzlosigkeit ein. Zahn-, Augen- und Ohrenschmerz tritt deswegen so streng auf, weil er in einem kleinen Teil des Körpers entsteht; ebenso ist es bei dem Kopfschmerz. Aber je heftiger dieser Schmerz ist, desto früher geht er über in Abstumpfung; empfindet man ihn zu heftig, so hört er bald auf; den Trost hat man.

Was Ungebildeten den Körperschmerz so schwer macht, ist das, daß sie nicht gewöhnt sind, sich geistig zu beschäftigen; sie denken immer zu viel an ihren Körper. Ein weiser und großer Mann zieht seinen Geist ab von dem Körper und giebt sich mehr ab mit seiner besseren, göttlichen Hälfte; mit der andern, die immer baufällig ist und immer zu klagen hat, nur soweit es eben nötig ist. „Aber, denkst Du, das ist schlimm, die gewohnten Genüsse entbehren, auf manche Speisen verzichten, Durst und Hunger leiden." Allein dies ist nur im Anfang schlimm; die Begierde nimmt ab, da die begehrlichen Organe schwächer und matter werden. Der Magen nimmt nicht mehr alles an; das, was man früher begehrte, wird einem zum Ekel; das Verlangen erstirbt. Entbehren, was man gar nicht wünscht, ist nicht bitter. Jeder Schmerz ferner wird unterbrochen, oder läßt nach; man kann sein Kommen

verhüten, kommt er, so bekämpft man ihn mit Heilmitteln. Bei allen Leiden, besonders bei gewöhnlich wiederkehrenden, giebt es ja Vorboten derselben. Erträglich ist jede Krankheit, wenn man das Äußerste, womit sie droht, gering achtet. Mache Dir Deine Leiden nicht selbst schwerer durch Klagen! Der Schmerz ist leicht, wenn ihn die Einbildung nicht schwer macht. Fängst Du an, Dir selbst zuzureden und zu sagen: „es ist nichts, es ist nicht bedeutend, halte aus, es geht bald vorüber“ — so machst Du Deinen Schmerz leicht, indem Du ihn leicht nimmst. Es kommt bei allem nur darauf an, wie man's nimmt; nicht bloß beim Ehrgeiz, beim Geiz und bei der Verschwendung ist es so, sondern auch beim Schmerz. Jeder ist in dem Grade unglücklich, als er es zu sein glaubt. Weg mit Klagen über vergangene Schmerzen und mit Worten wie: „So übel ist es noch niemand gegangen!“ „Welche Qualen und Übel mußte ich erleiden. Niemand hat geglaubt, daß ich wieder aufkomme. Wie oft haben die Meinigen mich beweint, die Ärzte mich aufgegeben; auf der Folter wird man nicht ärger gepeinigt!“ — Auch wenn das wirklich so gewesen wäre: es ist ja jetzt vorbei! Wozu alte Geschichten wieder aufwärmen und noch einmal elend sein wollen, weil man es früher einmal war? Jedermann macht noch zu seinen Leiden etwas dazu und lügt sich selber an. Man erzählt gerne, was man Schweres erduldet hat und es ist natürlich, daß man sich darüber freut. Beides gebe man auf: die Furcht vor kommendem Unheil und die Erinnerung an vergangenes; das eine geht mich noch nichts an, das andere nichts mehr. Mitten im Kampf sage man zu sich selbst: „Dieser Trübsal denke ich einst vielleicht mit Freuden.“*) Mit starkem Mut muß

*) „Forsan et haec olim meminisse juvabit.“
Verg. Aen. I, 203.
Vgl. 199: „o passi graviora; dabit deus his quoque finem!“ u. 207: „durate et vosmet rebus servate secundis!“

man dagegen kämpfen; wer nachgiebt, wird besiegt, wer festhinsteht, siegt. Die meisten reißen das auf sich herein, dem sie widerstehen sollten. Willst Du Dich dem entziehen, was drückt, bedroht und drängt, so fällt es gerade auf Dich heran und lastet um so schwerer auf Dir; stemmst Du Dich aber mit aller Energie dagegen, so kannst Du es zurücktreiben. Wie oft bekommen die Athleten Streiche ins Gesicht und überallhin, aber sie lassen sich alles gefallen um des Ruhmes willen. Und nicht nur beim Kampf erdulden sie das, sondern auch schon bei der Vorbereitung auf denselben; auch diese ist qualvoll. So wollen auch wir alles besiegen; uns winkt ja als Siegespreis nicht ein Kranz oder eine Palme und nicht schafft der Herold Stille für die Nennung unseres Namens: nein, wir kämpfen für Tugend, Seelenstärke und für einen Frieden, der uns für immer bleibt, wenn wir einmal das Schicksal besiegt haben.*)

„Aber ich leide heftig!" Wird Dein Schmerz gelinder, wenn Du weibisch klagst? Wie der Feind den Fliehenden am gefährlichsten ist, so bedrängt jedes zufällige Übel denjenigen am meisten, welcher weicht und flieht. „Aber es ist schwer." Nun ja! Sind wir darum stark, daß wir Leichtes tragen? Soll Deine Krankheit langwierig sein, oder heftig, aber kurz? Ist sie langdauernd, so giebt es Pausen und Zeit zur Erholung; sie nimmt ab und hört auf. Eine kurze heftige Krankheit geht bald zu Ende, oder macht bald ein Ende. Ob sie ein Ende nimmt, oder ich, das ist einerlei; in beiden Fällen ist der Schmerz aus.

Auch das wird gut sein, wenn man vom Schmerze weg den Geist auf andere Gedanken hinleitet. Denke an

---

*) Diese Stelle erinnert an 1. Cor. 9, 24—27, wo Paulus eine Parallele zieht zwischen den Wettkämpfen bei den corinthischen Spielen und dem Lauf und Kampf des Christen um die Krone des ewigen Lebens. Dort „eine vergängliche Krone" („corona, palma") hier „eine unvergängliche" („virtus, pax").

alle edlen wackeren Thaten, die Du schon verrichtet hast, betrachte Dich recht von Deiner besten Seite.*) Denke ferner an alles, was Du jemals bewundert hast; es wird Dir mancher einfallen, der mutvoll den Schmerz besiegt hat. Einer las ruhig in einem Buche weiter, während ihm die Krampfadern ausgeschnitten wurden; ein anderer lachte unaufhörlich, während seine Peiniger, die das schwer ärgerte, alle Foltern an ihm probierten. Sollte der Schmerz nicht durch Vernunft überwunden werden können, wenn er durch Lachen überwunden werden kann? Nenne was Du willst, Katarrh und den ärgsten Husten mit Auswurf von Lungenteilchen, Fieber, das die Eingeweide ausdorrt, Durst, Schmerz in den Gliedern, der die Gelenke verdreht: Feuer, Folter, glühendes Blech in die Wunden gedrückt, daß sie größer werden, das ist doch ärger. Und doch hat einer dabei nicht geseufzt, nicht um Schonung gebeten, kein Wort gesprochen, nein: gelacht hat er aus vollem Halse! Willst nicht auch Du nach diesem Vorgang über Deinen Schmerz lachen? (!)

„Aber, sagst Du, die Krankheit verhindert mich an jeglicher Thätigkeit und zieht mich ab von allen meinen Pflichten." Doch sie hat nur Deinen Leib in Beschlag genommen, den Geist nicht. Sie hemmt die Füße des Läufers, die Hände des Schusters und anderer Handwerksleute. Wenn Du gewohnt bist, Deinen Geist zu brauchen, so kannst Du auch jetzt reden, lehren, hören, lernen, fragen, denken. Und wenn Du mit Fassung leidest, ist das nicht auch etwas? Du kannst zeigen, daß man eine Krankheit besiegen, oder wenigstens ertragen kann. Glaube mir, auch auf dem Krankenbett ist die Tugend recht am Platz. Nicht nur Waffen und Kampfgetöse geben Zeugnis von

---

*) Das ist nun wieder stoisch, nicht paulinisch. Paulus hätte eher geschrieben: „denke an deine Sünden!" — und daß Zeiten der Krankheit auch dazu gut sind, wer wollte es leugnen?

einem wackeren furchtlosen Geiste, auch im Hauskleid kann einer ein tüchtiger Mann sein. Du hast genug zu thun: kämpfe wacker mit der Krankheit; wenn nichts Dich zwingt, wenn nichts Dich erweicht, so giebst Du ein glänzendes Beispiel. Wie viel Stoff zum Ruhm böten wir dar, wenn man uns krank sehen könnte. Betrachte Du Dich selbst; lobe Dich selbst!*)

Es giebt zwei Arten von Genüssen; die körperlichen beschränkt die Krankheit, hebt sie aber nicht ganz auf, ja erhöht sie sogar zuweilen: wer Durst und Hunger hat, trinkt und ißt mit mehr Genuß. Was man lange Zeit entbehrt hat, das wird rascher, gieriger verschlungen. Die andern Genüsse aber, die höheren, geistigen, verbietet kein Arzt dem Kranken; wer diesen nachgeht und sie zu schätzen weiß, der verachtet allen Sinnenreiz. Ist der Kranke deswegen arm, weil er nicht Schnee im Wein schmelzen läßt, weil er nicht die Frische des Getränks, das er im umfangreichen Kruge mischte, erhöht durch Eisstückchen, weil er nicht bei Tafel Lucriner Austern öffnet, weil, wenn er speist, der Lärm der Köche nicht um ihn her tost, die mit den Schüsseln sogar die Herde herbeitragen? Auch das hat der Luxus erfunden: daß kein Gericht lau werde, daß nichts dem verwöhnten Gaumen in der Temperatur mangle, erscheint sogar die Küche bei der Tafel! Der arme Kranke! Er darf nur essen, soviel er verdauen kann. Kein Eber wird ihm aufgetragen, dessen gemeines Fleisch ja doch bei Tisch verpönt ist, auch türmt man nicht vor ihm Bruchstücke von Vögeln auf — ganz mag man dieselben gar nicht mehr sehen —. Was ist dabei Schlimmes? Du speisest jetzt als Kranker und später wieder als Gesunder. Alles wollen wir gerne ertragen, die dünnen Brühen,

---

*) Immer wieder diese Selbstbespiegelung und Selbstberäucherung! Das Sprichwort vom „Eigenlob", das bei uns Deutschen jedes Kind kennt, scheint der Stoa, dieser mannhaften, tüchtigen Schule, vor der man sonst allen Respekt haben muß, nicht bekannt gewesen zu sein.

das laue Wasser und was sonst verwöhnten üppigen Leuten unangenehm erscheint, die mehr am Geist krank sind, als am Körper: nur die Todesfurcht muß aufhören! Und sie wird aufhören, wenn wir das höchste Gut und das höchste Übel kennen gelernt haben; dann wird uns das Leben nicht entleidet und der Tod nicht fürchterlich sein. Lebensüberdruß kann uns nicht erfassen, da so mancherlei wichtige göttliche Dinge sich uns zur Betrachtung darbieten; nur träger Müßiggang führt zum Ekel am Leben. Dem, welcher die Natur durchwandert, wird die Wahrheit nie zum Überdruß; nur das Falsche entleidet uns. Kommt der Tod, um abzurufen, mag es so frühe sein, als es will, mag er das Leben in der Mitte abschneiden: die Frucht ist längst genossen; die Natur ist großenteils erforscht, man weiß, daß die Tugend nicht mit den Jahren wächst. Denen muß das Leben kurz vorkommen, die es nach eitlen endlosen Genüssen bemessen.

Durch solche Betrachtungen richte Dich auf; dazwischen auch durch meine Briefe. Es kommt eine Zeit, die uns wieder zusammenbringt und vereinigt; wie kurz oder lang dieselbe sein möge: wir wollen sie lang machen durch weisliche Benutzung. Posidonius sagt: „ein Tag eines gebildeten Menschen ist mehr wert, als das längste Leben eines Ungebildeten." Indeß halte daran krampfhaft fest: im Unglück nicht erliegen, dem Glück nicht trauen, alle Tücke des Schicksals im Auge behalten, als werde es, was es thun kann, auch wirklich thun. Leichter nimmt man, was man längst erwartet hat.

Achtzigster Brief.

Heute habe ich frei, und verdanke das nicht mir selbst, sondern dem Schauspiel (der „Sphäromachie"=Wettkampf mit Kugeln, Bällen?), das alle lästigen Menschen angelockt hat. Niemand überfällt mich heute, niemand stört

mich im Denken, das in Folge davon um so gedeihlicher vor sich geht. Nicht knarrt alle Augenblicke die Thüre, noch wird der Vorhang weggezogen; ich darf allein bleiben, was für einen Mann, der gerne seinen eigenen Weg geht, ein besonderes Bedürfnis ist. Habe ich denn aber nicht auch Vorgänger, denen ich folge? Doch; aber ich erlaube mir, auch selber etwas zu finden, abzuändern oder aufzugeben. Ich schließe mich den Vorgängern an, aber nicht sklavisch.

Doch halt! Indem ich mir Stille und Einsamkeit versprach, frei von Unterbrechungen, sagte ich zuviel! Gewaltiger Lärm schallt ja vom Cirkus herüber. Derselbe entzieht mich aber mir selber nicht, sondern lenkt nur meine Aufmerksamkeit dorthin. Wie viele Leute, muß ich denken, üben ihren Körper wohl, ihren Geist aber nicht. Wie groß ist der Zulauf zu einem flüchtigen eiteln Schauspiel, wie einsam ist's bei den edeln Künsten; wie schwach am Geiste sind die Leute, deren Arme und Schultern wir bewundern! Der Gedanke hauptsächlich drängt sich mir immer wieder auf: wenn man den Leib durch Übung so abhärten kann, daß er Faustschläge und Fußtritte von vielen Gegnern aushält, daß er in brennender Sonnenhitze und in glühendem Staub triefend von Blut den ganzen Tag verharrt, wie viel leichter wäre es, den Geist zu kräftigen, daß er alle Schläge des Schicksals ungebeugt hinnimmt, daß er, niedergeworfen und niedergetreten sich wieder aufrichtet. Der Leib braucht viel, um stark zu werden; der Geist wächst aus sich selbst, nährt und übt sich selber. Der Leib braucht immer Speise, Trank, Öl, Pflege; die Tugend bekommt man ohne viel Kostenaufwand. Was Dich gut machen kann, das hast Du in Dir; Du darfst nur wollen. Was kannst Du besseres thun, als der Knechtschaft Dich entreißen, welche auf allen lastet. Sklaven niedersten Ranges, im Schmutz geboren, geben sich alle Mühe, ihren Stand zu verbessern.

Sie sparen sich Geld am Munde ab und legen es hin, um sich loszukaufen; und Du, der Du freigeboren zu sein meinst, willst nicht frei werden, koste es was es wolle? Was blickst Du auf Deinen Geldkasten? Mit Geld kann man diese Freiheit nicht kaufen; ob in der Bevölkerungsliste das Wort „frei" steht, oder nicht, kommt hier nicht in Betracht; wer sie kauft und wer sie verkauft, beide haben sie vielleicht nicht. Du mußt dieses Gut von Dir selbst begehren und mußt es Dir selbst geben. Mache Dich vor allem frei von der Todesfurcht; sie legt uns das erste Joch auf; dann von der Furcht vor der Armut. Willst Du erkennen, daß letztere gar kein Übel sei, so vergleiche einmal die Gesichter der Armen und der Reichen miteinander. Lacht nicht der Arme öfter und mehr aus Herzensgrund, ohne geheime Bekümmernis? Tritt auch eine Sorge an ihn heran, sie zieht an ihm vorüber wie ein leichtes Wölklein.*) Die Fröhlichkeit derer, die man glückliche Leute nennt, ist oft erheuchelt; ein schwerer Gram nagt am Herzen und nach außen darf man nichts merken lassen; während die Trübsal innen frißt, muß man thun, als sei man glücklich. Ich habe schon öfters die Vergleichung gebraucht, die mir am besten zu passen scheint für die Tragödie des Menschenlebens, in welchem uns irgend eine elende Rolle zugeteilt wird, die wir spielen müssen:

Einer tritt auf dem Theater großartig auf und deklamiert:

---

*) Solchen frohen leichten Sinn trifft man allerdings auch heutzutage bei vielen Armen. Sie leben wie die Vögel unter dem Himmel, völlig sorgenlos, immer lustig; „heute lustig, morgen froh, übermorgen wieder so." — Wie es einen Galgenhumor giebt, so auch einen Humor der Armen und der Bettelleute. Sie besingen, wenn es ihnen recht wohl ist, ihr Glück in einem Lied, in welchem ausgeführt wird, wie glücklich der Arme ist, im Unterschied vom Reichen: seinen Acker trifft der Hagel nicht, sein Geld stiehlt man nicht, sein Vieh wird nicht krank, seine Vorräte verderben nicht, — weil er nichts hat!

„Ich beherrsche Argos; Pelops vererbte an mich das Reich vom Hellespont bis zum jonischen Meer —"

aber er ist ein Sklave, der um fünf Maß Korn und um fünf Denarien dient. Ein anderer, der um Taglohn dient und in einer Dachkammer schläft, spricht stolz, herrisch und selbstbewußt:

„Mit dieser meiner Rechten, Menelaus, töt' ich dich, wenn du nicht ruhig bist!"

So ist es bei allen denen, welche über der Menge, über den Häuptern der Leute zu schweben scheinen: ihr Glück ist nur eine Maske; nimmt man ihnen diese ab, so sind es verächtliche Bursche.*) Wer ein Pferd kaufen will, läßt ihm die Decke abnehmen. Sklaven, die dem Verkaufen ausgesetzt sind, müssen sich auskleiden, daß man etwaige Fehler sehe, den Menschen aber wolltest Du schätzen nach dem Kleid, das er anhat? Sklavenhändler verstecken einen Mangel gern hinter irgend welchem Putz, weshalb Käufern gerade solcher Schmuck verdächtig ist. Sähest Du einen Fuß oder einen Arm umwickelt, so würdest Du verlangen, daß das Tuch weggenommen werde, damit Du den Körper selbst sehen könnest. Siehst Du jenen König der Scythen oder Sarmaten geschmückt mit einem Diadem? Willst Du ihn recht beurteilen und ganz kennen lernen, so nimm die Stirnbinde weg; es steckt viel Böses hinter derselben. Doch was rede ich von andern? Wenn Du Dich selbst wägen willst, so thue Geld, Haus und Würde beiseite und betrachte Dein Inneres. Gegenwärtig glaubst Du andern, was Du seiest.

---

*) Vgl. Schopenhauer: Parerga und Paralip.: „Jeder hat im Leben irgend eine Rolle zu spielen, in jedem aber steckt derselbe arme Tropf mit seiner Not und Plage, die dem Wesen nach bei allen so ziemlich gleich ist. Jeder ist eben ein armer Komödiant!" —

Vierundachtzigster Brief.

Das Reisen, das mich aus meiner Trägheit aufrüttelt, ist, denke ich, sowohl meiner Gesundheit zuträglich, als auch meinen Studien. Meiner Gesundheit insofern, als ich jetzt durch etwas Neues umgetrieben werde, während die Liebe zu den Wissenschaften mich träge gemacht hat und nachlässig gegenüber vom Körper. Inwiefern aber auch meine Studien durchs Reisen gewinnen, das will ich Dir zeigen: Ich lese immer etwas, und finde das für nötig, um nicht in mich selbst verliebt zu werden und um die Entdeckungen anderer beurteilen und über eigene Entdeckungen nachdenken zu können. Das Lesen ist geistige Nahrung; es erfrischt den durchs Studieren ermüdeten Geist und ist doch selber eine Art von Studium. Man muß abwechslungsweise lesen und schreiben; immer lesen macht dumm und blasiert; viel und gut schreiben strengt an und erschöpft die Kraft. Darum muß man abwechseln und beides in das rechte Verhältnis zu einander setzen; was man durch Lektüre gesammelt hat, das muß man schriftlich fixieren. Wir müssen es machen wie die Bienen, die an honigreichen Blumen nippen, dann die Süßigkeit heimtragen und in ihren Wachszellen niederlegen; die, wie unser Vergilius schreibt „klaren Honig sammeln und mit süßem Nektar füllen die Zellen." Ob sie den Honig schon als solchen aus den Blumen saugen, oder ob sie das Ersammelte erst selber durch einen eigentümlichen Proceß in ihrem Innern zu Honig verwandeln, das steht noch nicht fest. Manche meinen, sie machen den Honig nicht, sie sammeln ihn nur. Es finde sich, sagen sie, in Indien auf Schilfblättern Honig, der entweder aus dem Tau jenes Himmelsstriches sich erzeuge, oder ein Produkt des süßen Saftes jener Pflanze sei; eine ähnliche, nur nicht so auffallende Süßigkeit liege auch in manchen Kräutern unserer Gegend; diese wisse

die Biene zu finden und einzusammeln, weil sie dafür organisiert sei. Die andern sagen, der Stoff, welchen die Bienen aus den zartesten Blüten- und Pflanzenteilen zieht, werde erst dadurch zu Honig, daß diese Tierchen den Stoff in sich aufnehmen, verarbeiten und durch eine Art von Gährung etwas Einheitliches erzeugen.

Doch zurück zum Thema nach dieser Abschweifung: den Bienen, sage ich, müssen wir gleichen und abgesondert aufspeichern, was wir aus verschiedener Lektüre gewonnen haben; denn das Abgesonderte erhält sich sicherer. Dann müssen wir mit eigener Geistesthätigkeit das vielerlei umwandeln in ein Ganzes, das den selben Geschmack hat, so daß man es für etwas Anderes erkennen muß, auch wenn man weiß, wo es herstammt; so schafft ja auch die Natur in unserem Körper ohne all unser Zuthun. Solange die Nahrungsmittel, die wir zu uns genommen, unverändert im Magen liegen, wie sie hineinkamen, belästigen sie uns; erst wenn sie umgewandelt sind, gehen sie in Kraft und Blut über. Ebenso müssen wir es bei der geistigen Nahrung machen; was wir zu uns genommen haben, darf nicht so bleiben, wie es ist, sonst bleibt es immer etwas Fremdes. Wir müssen es verdauen, sonst bleibt es Gedächtniskram und wird nicht geistiges Eigentum. Wir müssen freudig zustimmen und das Unsrige thun, daß aus Vielem Eines werde, wie aus einzelnen kleineren Ziffern durchs Zusammenzählen eine Summe wird. Das hat unser Geist zu thun; die Hilfsmittel braucht man nicht zu sehen; nur was der Geist thut, werde sichtbar. Hat jemand auf Dich einen nachhaltigen Eindruck gemacht und Du bildest Dich nach ihm, so mußt Du ihm gleichen, wie ein Sohn dem Vater, nicht wie eine Kopie dem Original. Ein Bild ist ein totes Ding. „Darf man denn aber nicht merken, wen ich in Stil, Beweisführung und Gedankengang nachahme?" Das wird man, denke ich, in manchen Fällen gar nicht merken können, weil doch

jeder bedeutende Mensch dem, was er von andern hat, den Stempel seines Geistes aufdrückt, so daß alles als aus einem Gusse erscheint. Ein Chor besteht aus vielen Stimmen und doch hört man von allen zusammen nur einen Ton; ein Ton ist hoch, der andere tief, der dritte mittler. Männer- und Weiberstimmen hört man, dazwischen Flöten; die einzelnen Stimmen werden als Gesammtstimme aller vernommen. Ich rede von dem Chor, wie ihn die Alten gekannt haben. Wir haben ja jetzt in der Oper mehr Musiker, als man ehemals im Theater Zuschauer hatte; alle Gänge sind voll von Sängern, der Schauplatz ist von Hornisten umgeben, von der Bühne tönt es zusammen von Flöten und Instrumenten aller Art und doch entsteht Harmonie aus den verschiedenen Tönen. So soll es auch bestellt sein in unserem Geist. Viele Künste und Lehren, die Beispiele aus vielen Zeitaltern soll er innehaben, aber alles bilde ein Ganzes.

„Und wie kann das zustande kommen?“ Durch unablässiges Bestreben; alles, was wir thun, muß geschehen auf Befehl der Vernunft. Willst Du sie hören, so wird sie Dir sagen: „Laß die breiten Wege, auf welchen die Menge sich drängt; laß den Reichtum, er bringt dem Besitzer Gefahr oder Last; laß die leiblichen und seelischen Genüsse, sie verweichlichen und entnerven; laß den Ehrgeiz, er ist ein eitles, nichtiges, widriges Ding und kennt keine Grenzen, gleich besorgt, jemand vor sich und jemand hinter sich zu sehen; doppelt quält ihn der Neid. Wie unglücklich aber ist ein Mensch, der neidet und beneidet wird! Betrachte die Häuser der Großen, diese Schwellen umtost vom Lärm derer, die ihre Aufwartung machen wollen! Was muß man sich gefallen lassen, um hinein zu kommen, was, wenn man drinnen ist! Gehe vorüber an den Treppen der Reichen und an ihren hochragenden Säulenhallen; man steht dort auf abschüssigem und auf schlüpfrigem Boden. Hierher wende Dich,

zur Weisheit; da ist wahre Ruhe und Größe, die erstrebe! Was sonst auf der Erde hoch zu stehen scheint, so klein es ist, bemerkbar nur neben noch Niedrigerem, das wird nur erreicht auf schwierigen und steilen Wegen. Gefahrvoll ist der Weg zum Gipfel der Ehren. Willst Du aber den Gipfel der Weisheit ersteigen, vor welchem auch das Glück sich beugt, so wirst Du alles unter Dir liegen sehen, auch das, was sonst für sehr hoch gilt, und doch wirst Du auf ebener Bahn zu dieser Höhe gelangen.

Achtundachtzigster Brief.

Meine Ansicht über die freien Künste und Wissenschaften möchtest Du erfahren: Ich achte dieselben für nichts, nicht für Güter, wenn sie um des Geldes willen betrieben werden. Dann sind es Erwerbkünste, in soweit gut, als sie den Geist üben, ohne ihn ganz hinzunehmen. Solange mag der Geist sich mit ihnen abgeben, als er nichts Höheres zu thun vermag; unsere Werke sind das nicht, vielmehr nur die Anfangsgründe. Warum diese Studien „freie" genannt werden, ist klar: weil sie eines freien Menschen würdig sind. Indes, es giebt nur ein wahrhaft freies Studium, das frei macht, nämlich die Weisheit; sie allein ist erhaben, stark, groß; alles andere ist gering, eine Kinderei. Oder kann wohl etwas Gutes an den Künsten sein, deren Lehrmeister die gemeinsten Schandmenschen sind? Diese müssen wir nicht lernen, sondern fertig mit ihnen sein.

Manche glaubten die Frage beantworten zu sollen, ob diese Studien einen Menschen gut zu machen im stande seien. Das wollen sie ja gar nicht und geben nicht vor, hierin etwas zu vermögen. Der Grammatiker giebt sich nur mit der Sprache ab, will er weiter gehen, etwa auch mit der Geschichte, und wenn er sein Gebiet recht weit ausdehnen will, mit Poesie. Bahnt eines von diesen

Dingen den Weg zur Tugend? Das Silbenstechen und Wortklauben? das Fabelzeug und das Abmessen der Versfüße? Kann dadurch die Furcht oder die Lust ausgetrieben, die Üppigkeit gezügelt werden? Geometrie und Musik: auch da findet sich nichts, das Furcht und Lust aufhebt; wer hierin nichts versteht, dessen sonstiges Wissen hat keinen Wert. Wird Tugend gelehrt, oder nicht? Das ist die Frage; wer sie nicht vorträgt, kann sie auch nicht geben; wer sie lehrt, ist ein Philosoph. Willst Du Dich überzeugen, daß sie gar nicht im Sinn haben, Tugend zu docieren? Sieh an, wie unähnlich ihre Studien untereinander sind; sie müßten doch andernfalls miteinander übereinstimmen. Oder können sie Dich etwa davon überzeugen, daß Homer ein Philosoph gewesen sei, da sie doch eben diese Behauptung selber auch wieder verneinen? Das eine Mal machen sie ihn zum Stoiker, der die Tugend allein preise, die Lüste fliehe, von dem, was ehrbar ist, nicht einmal um den Preis der Unsterblichkeit abweiche; das andere Mal zum Epicuräer, der Ruhe im Staat und ein unter Gastereien und Musik hingebrachtes Leben lobe; dann zum Peripatetiker, weil er Klassen von Gütern aufstelle; endlich zum Akademiker, weil er sage, nichts sei ganz gewiß. Offenbar ist er von alledem nichts, weil er alles sein soll, denn das Angeführte widerspricht sich. Aber ich gebe zu, daß Homer ein Philosoph war; er ist ein weiser Mann gewesen, noch ehe er einen Vers machte; das also wollen wir erforschen, was den Homer zu einem Weisen gemacht hat. Aber untersuchen, ob Homer oder Hesiod älter gewesen, ist so wenig fruchtbar, als zu wissen, ob Hekuba oder Helena jünger gewesen sei, und warum der Dichter es mit den Altersangaben nicht genauer nehme. Was soll es nützen, das Lebensalter des Patroklos und des Achilles zu erforschen, zu fragen, wo Ulysses herumgeirrt sei, statt dafür zu sorgen, daß wir nicht selber immer in

der Irre gehen. Ich will nicht wissen, ob er zwischen Italien und Sicilien umhergeworfen worden sei, oder außerhalb des Gebiets, das uns bekannt ist, weil er doch wohl auf so engem Raume nicht hätte können so lange in der Irre herumfahren. Stürme der Seele werfen uns täglich umher und unsere Schlechtigkeit läßt alle Übel über uns kommen, welche Ulysses zu erdulden hatte. Bald verlockt eine schöne Gestalt das Auge, bald droht ein Feind; da sind Ungeheuer, die nach Menschenblut dürsten, dort lassen sich gefahrdrohende Stimmen hören, welche das Ohr bezaubern; hier ist Schiffbruch und die ganze Kette von Übeln zu fürchten. Lehre Du mich, wie ich das Vaterland, die Gattin, die Eltern zu lieben habe, wie ich auch als Schiffbrüchiger diesen Tugenden zuzusteuern habe. Wozu untersuchen, ob Penelope wirklich dem Ulysses ganz treu war, ob sie vermutete, daß der Unbekannte ihr Gatte sei, oder ob sie die Leute betrog? Zeige mir lieber, was Sittsamkeit sei und welch großen Wert sie habe, ob sie im Körper ihren Sitz habe, oder in der Seele.

Ferner die Musik: da lernt man, wie hohe und tiefe Töne zusammenstimmen, wie aus Saiten mit verschiedenem Klange doch Harmonie entstehe; aber man zeige mir lieber, wie meine Seele harmonisch werden und mein Dichten und Trachten gleichmäßig sein kann. Du zeigst mir, was Mollmelodien sind, zeige mir lieber, was dazu gehört, sich im Unglück nicht kläglich*) zu benehmen. Die Geometrie lehrt mich, große Güter ausmessen, lehrte sie mich doch lieber bemessen, wie wenig der Mensch braucht. Die Arithmetik lehrt mich rechnen und meine Finger in den Dienst der Habsucht hingeben; lehrte sie doch, daß das

*) Die Wortspiele lassen sich nicht immer wiedergeben. Gerne hätte ich „flebilis“ hier mit „mollig“ übersetzt, aber dieses Wort ist nicht in der Schriftsprache recipiert.

Rechnen unnütz sei, und daß ein Mensch, dessen Vermögensberechnung ein ermüdendes Geschäft ist, nicht der glücklichere sei; daß vielmehr ein Mensch viel Überflüssiges besitze, der sehr unglücklich wäre, wenn er seinen Besitz nach sich selbst berechnen sollte. Was nützt es, zu wissen, wie man ein Feld teilt, wenn ich nicht im stande bin, es wirklich brüderlich zu teilen? Wozu eine Morgenzahl genau bis auf den Fuß oder Zoll sogar messen, wenn ein mächtiger Nachbar mir von dem Meinigen etwas abzwackt und mich das unglücklich macht? Du lehrst mich, wie ich von meinem Gebiet nichts verliere; ich möchte aber lernen, das Ganze mit Gleichmut verlieren. Einer klagt, er werde aus seinem väterlichen und großväterlichen Gute vertrieben. Wem hat es denn vor Deinem Großvater gehört? ich will nicht sagen welchem Menschen, sondern nur welchem Volke? weißt Du das? Sieh, Du bist nicht der Besitzer, sondern nur der Verwalter. Und für wen verwaltest Du es? Wenn Du Glück hast, für Deinen Erben. Die Rechtsgelehrten sagen, öffentliches Eigentum verjähre nicht; was Du inne hast ist öffentliches Eigentum, es gehört dem ganzen Menschengeschlecht. Herrliche Kunst: Du kannst Kreisflächen messen, und jede beliebige Figur in ein Quadrat verwandeln; die Entfernung der Gestirne berechnest Du, nichts entgeht Deinem Maßstab. So miß doch auch den menschlichen Geist, wenn Du so ein Künstler bist, sage wie groß oder klein er ist. Du weißt, was eine gerade Linie ist; was nützt das, wenn Du nicht weißt, was im Leben schlicht und gerade ist.

Nun komme ich an den, welcher sich rühmt, die Himmelskörper zu kennen, zu wissen „wo am Himmel das kalte Gestirn Saturnus weile, welche Kreise der feurige Merkur durchlaufe“. Was nützt es, das zu wissen? Daß ich mich ängstige, wenn Saturn und Mars einander gegenüberstehen, oder wenn Merkur abends untergeht im Licht des Saturn. Besser ist es, zu wissen, daß die

Sterne unveränderlich sind, und daß sie uns gnädig leuchten, sie mögen stehen, wo sie wollen. Sie wandeln nach fester Ordnung ihre ewig gleichen Bahnen; nach gewissen Gesetzen kehren sie wieder. Sie bewirken was geschieht, oder künden es an; wohl: aber wozu in einem Fall die Kenntnis des Unabänderlichen? im andern wozu das Voraussehen von Dingen, denen man nicht entrinnen kann? Was geschehen soll, geschieht, ob ich es weiß, oder nicht.

„Wenn Du zur eilenden Sonne hinblickst und zu dem Heere der wohlgeordneten Sterne, so wird nie die kommende Stunde Dich täuschen, noch wird der Trug der heiteren Nacht Dich berücken."

Es ist hinreichend dafür gesorgt, daß ich vor Gefahren sicher bin. Täuscht mich etwa das morgen? Nur was gegen unser Erwarten kommt, täuscht uns. Was kommen wird, weiß ich nicht; was kommen kann, weiß ich. Nichts wird mich aus der Fassung bringen; ich erwarte alles. Werde ich von etwas verschont: gut. Die Stunde kann mich nur dann täuschen, wenn sie mir kein Übel bringt; und nicht einmal dann, denn ich weiß zwar, daß alles Mögliche mir widerfahren kann, weiß aber auch, daß es möglicherweise nicht kommt. So warte ich auf das Gute und bin gefaßt auf das Schlimme. Wenn ich, abweichend von der Regel, die Malerei, sowie die Kunst der Bildhauer, Marmorarbeiter und anderer Diener des Luxus, nicht zu den „freien Künsten" zu rechnen vermag, mußt Du mir das zu gut halten. Ebenso verbanne ich die Ringkämpfer und die ganze Zunft derer, die mit Öl und Schmutz zu thun haben; sonst müßte ich am Ende auch noch die Salbenkrämer, Köche und andere Leute aufnehmen, deren Talent nur dem Vergnügen dient. Wie kann man von „freien Künsten" reden bei Menschen, die am frühen Morgen sich erbrechen, die ihren Leib mästen, deren Geist aber schläft und auszehrt! Oder können die Dinge für

unsere Jugend „freie Künste“ genannt werden, welche unsere Alten stehend übten: Speere werfen, sich in Schweiß laufen, Pferde tummeln, mit Waffen umgehen? Auf der faulen Haut liegen konnte man wenigstens bei diesen Unterrichtsgegenständen nicht. Aber alle diese Künste lehren und nähren die Tugend nicht. Was nützt es, ein Pferd lenken und seinen Lauf zügeln zu können, wenn man dabei selber den Lüsten die Zügel schießen läßt? Was nützt es, viele im Ring- und Faustkampf zu besiegen, wenn man selber von der Zornsucht besiegt wird? Somit bringen uns die freien Studien keinen Nutzen? Reichlich in andern Dingen; was die Tugend betrifft: nein! Auch die niedrigeren Professionen oder Handwerke tragen zur Bequemlichkeit des Lebens viel, zur Tugend nichts bei. Aber warum unterrichtet man denn die Jugend in freien Künsten und Wissenschaften? Nicht darum, weil sie selbst die Tugend verleihen, sondern weil sie für dieselbe empfänglich machen. Wie im sogenannten Elementarunterricht der Jugend nur die Anfangsgründe beigebracht werden, nicht die Wissenschaft selbst, aber der Weg zu ihr, so führen auch die „freien Künste“ nicht selber zur Tugend, aber sie erleichtern die Erlangung derselben.

Vier Arten von Künsten giebt es nach Posidonius: gemeine und schmutzige, spielende, kindische, freie. Die gemeinen, das sind die Handwerke, die damit beschäftigt sind, das Leben mit dem Notwendigsten zu versehen; diese thun gar nicht, als ob sie anständige ehrenwerte Künste seien. Die spielenden haben zum Gegenstand den Augen- und Ohrenschmaus. Zu diesen kann man die Mechaniker rechnen, welche Maschinen erfinden, die sich von selbst emporheben, und Bretter, die geräuschlos aufsteigen und andere unerwartet wechselnde Scenen, wobei das Zusammenhängende auseinandergeht, oder das Getrennte sich von selbst vereinigt, oder das Hervorragende sich senkt. Das frappiert die Uneingeweihten, die alles Überraschende,

dessen Ursachen sie nicht kennen, anstaunen. Kindische Künste sind diejenigen, welche die Griechen „encyklische“, wir „freie“ nennen und die mit den freien Wissenschaften einige Ähnlichkeit haben. Wahrhaft und wirklich freie Wissenschaften sind nur diejenigen, welche sich mit der Tugend beschäftigen. Aber, sagt man, wie ein Teil der Philosophie Naturkunde ist, ein anderer Moral, ein dritter Logik, so beansprucht auch die Schar der freien Künste für sich einen Platz in der Philosophie. Bei Untersuchungen aus dem Gebiet der Natur braucht man das Zeugnis der Geometrie. Somit ist diese doch wohl ein Teil der Wissenschaft, welcher sie dient? Allein, wir brauchen viele Hilfsmittel, die darum keine Teile von uns sind, sonst wären sie ja nicht Hilfsmittel. Die Speise ist ein Hilfsmittel für den Körper, aber kein Teil desselben. Ebenso leistet uns die Geometrie einige Dienste und die Philosophie braucht sie, wie der Arbeiter sie auch braucht; aber sowenig dieser ein Teil der Geometrie ist, ebensowenig ist sie ein Teil der Philosophie. Außerdem hat jede von beiden ihr besonderes Gebiet. Der Philosoph untersucht und kennt die Ursachen der Naturgegenstände; der Geometer bestimmt und berechnet an ihnen Zahl und Maß. Der Philosoph erforscht Bestehen, Natur und Wesen der Himmelskörper; der Mathematiker berechnet ihren Lauf und ihre Wiederkehr, ihr Steigen und Sinken, ihren scheinbaren, in Wirklichkeit nicht möglichen Stillstand. Warum der Spiegel Bilder zurückstrahlt, das weiß der Philosoph; wie weit ein Körper von dem Bilde abstehen muß und welche Art von Bildern eine bestimmte Form von Spiegeln erzeuge, das kann der sagen, der die Meßkunst versteht. Der Philosoph wird beweisen, daß die Sonne groß sei; wie groß — das zeigt der Mathematiker aus Übung und Erfahrung; er muß hierzu jedoch gewisse Grundlehrsätze entlehnen. Eine Wissenschaft aber, die ein erborgtes Fundament hat, ist nicht selbständig. Die Philosophie

macht nirgends eine Anleihe, sie baut auf eigenem Grund und Boden. Die Mathematik kann das nicht, sie baut sozusagen auf fremdem Boden, entlehnt Principien, mit deren Hilfe sie weiter operiert. Ginge sie unabhängig auf Wahrheit aus, könnte sie das Wesen der ganzen Welt erfassen, so würde ich sagen, sie fördere unsern Geist wesentlich, der wächst durch Beschäftigung mit himmlischen Dingen und Gewinn davon hat. Nur eines bildet den Geist vollkommen aus, das ist die unwandelbare Erkenntnis des Guten und Bösen, welche die Philosophie giebt und sie allein; keine andere Wissenschaft beschäftigt sich mit der Frage nach dem Guten und Bösen. Halten wir Umschau unter den einzelnen Tugenden: die Tapferkeit ist eine Verächterin alles Furchtbaren; das Schreckliche, das unsere Freiheit unterjochen will, verachtet sie, fordert es heraus und vernichtet es. Sind es die „freien Künste", welche ihr diese Kraft verleihen? Die Treue ist das heiligste Gut des menschlichen Herzens; nichts kann sie zum Betrug nötigen, keine Lockung kann sie bestechen. „Brenne, schlage, töte mich, spricht sie, ich verrate nichts; je dringender der Schmerz Geheimnisse erforschen will, desto tiefer verberge ich sie." Können die „freien Künste" solche Festigkeit geben? Die Mäßigkeit beherrscht die Sinnenlust; sie haßt und verbannt dieselbe entweder, oder verteilt sie und führt sie auf das rechte Maß zurück, sucht sie aber nie um ihrer selbst willen auf. Sie weiß, daß es am besten ist, von den Dingen, die begehrt werden, nur soviel zu nehmen, als nötig ist, nicht soviel als man möchte. Die Humanität verbietet, habsüchtig zu sein, oder übermütig gegen Nebenmenschen, sie zeigt sich in Wort, That und Gefühl gegen jedermann freundlich und gefällig; kein Leiden ist ihr fremd; was sie Gutes hat, ist ihr hauptsächlich darum lieb, weil es auch andern zu gut kommen kann. Schreiben die „freien Studien" ein solches Betragen vor? Sowenig als sie

Einfachheit, Bescheidenheit, rechtes Maßhalten, Genügsamkeit, Sparsamkeit oder Milde empfehlen, die fremdes Blut schont wie das eigene und die weiß, daß kein Mensch seinen Nebenmenschen mißbrauchen darf.

„Aber, könnte eingewendet werden, wenn man ohne die freien Wissenschaften nicht zur Tugend gelangen kann, wie magst Du sagen, dieselben tragen nichts zur Tugend bei?" Auch ohne Speise gelangt man nicht zur Tugend und doch ist das Essen keine Tugend. Das Holz macht das Schiff nicht und doch giebt es kein Schiff ohne Holz. Wenn etwas ohne etwas Anderes nicht zu stande kommen kann, so ist das doch nicht notwendig zum Begriff des Ersteren. Man kann sogar sagen, es sei möglich, ohne die „freien Wissenschaften" zur Weisheit zu gelangen; denn obschon die Tugend gelernt werden muß, wird sie doch nicht durch diese gelernt. Soll ich glauben, daß einer, der nicht lesen kann, auch kein weiser Mensch sein könne, da doch die Weisheit nicht in den Buchstaben steckt? Sie giebt Realitäten, nicht Worte, und vielleicht ist das Gedächtnis treuer, wenn es keine äußeren Hilfsmittel hat. Die Weisheit ist etwas Großes, sie umfaßt viel und braucht weiten Raum; Gegenstand des Lernens ist Göttliches und Menschliches, Vergangenes und Zukünftiges, Vergängliches und Ewiges. Wie viel läßt sich sagen über den Begriff der Zeit! Ist sie etwas Objektives? Giebt es etwas Vorzeitliches, Unzeitliches? Hat sie mit der Welt begonnen, oder war sie, falls sie etwas Selbständiges ist, schon vorher? Unzählige Fragen erheben sich ferner über das Wesen der Seele: woher stammt sie, wie ist sie, wann entsteht sie, wie lange währt sie, kann sie wandern und ihren Wohnsitz ändern, verbindet sie sich auch mit Tierkörpern, oder muß sie nur einmal im Stande der Dienstbarkeit sein und darf dann frei im Universum schweben? Ist sie etwas Körperliches oder nicht; was beginnt sie, wenn sie nicht mehr durch uns wirkt; in

welcher Weise wird sie sich ihrer Freiheit bedienen, wenn sie einmal diesem Gefängnis entronnen ist; vergißt sie das Frühere und beginnt sie nun erst sich selbst kennen zu lernen, wenn sie, frei vom Körper, sich nach oben aufgeschwungen hat? Wo Du irgend hinblicken magst, auf irdischem und überirdischem Gebiete, überall findest Du eine ermüdend große Anzahl von Fragen und von Gegenständen des Wissens. Um Platz zu bekommen für so viele große Dinge, muß alles Unnötige hinausgeschafft werden. Die Tugend kann nicht in so engem Raume wohnen; etwas Großes verlangt gehörige Ausbreitung. Darum hinaus mit allem andern! Das ganze Herz gehöre ihr!

„Es ist aber doch etwas Schönes, so viele Wissenschaften zu kennen." Gewiß, und darum behalten wir davon soviel wir brauchen. Findest Du es nicht tadelnswert, wenn jemand Überflüssiges anschafft und in seinem Hause einen Pomp entfaltet mit Kostbarkeiten? Trifft aber nicht derselbe Tadel den, der sich mit unnötigem litterarischem Hausrat befaßt? Mehr wissen wollen, als man braucht, ist auch eine Art von Völlerei. Und solches Jagen nach gelehrtem Wissen macht unangenehm, geschwätzig, vorlaut, selbstgefällig, und indem man Unnötiges lernt, wird das Nötige versäumt. Der Grammatiker Didymus hat viertausend Bücher geschrieben; wie arm wäre dieser Mann, wenn er ebensoviele unnötige gelesen hätte! Da behandelt er in dem einen Buche die Frage nach Homers Vaterstadt, in einem andern, wer die wirkliche Mutter des Aeneas gewesen, in einem dritten, ob Anakreon mehr der Wollust oder dem Trunk ergeben gewesen sei, in einem vierten, ob Sappho eine öffentliche Person gewesen sei und anderes Zeug, das man, wenn man es wüßte, zu vergessen sich bemühen müßte. Wer wollte da behaupten, das Leben sei kurz! Aber auch bei unsern Leuten kann ich Dir viel zeigen, was mit dem

Zelle abgehauen zu werden verdient. Da hört man so oft, daß es einem zur Last wird, das Lob: welch ein gelehrter Mann! Begnügten wir uns doch mit dem einfacheren Titel: welch rechtschaffener Mann!

Soll ich die Annalen aller Völker durchforschen, um herauszubringen, wer die ersten Gedichte geschrieben habe? Soll ich, da ich keinen Festkalender habe, berechnen, welcher Zeitraum zwischen Orpheus und Homer liege? Soll ich die Bemerkungen prüfen, mit denen Aristarchus fremde Gedichte bemängelte und mein Leben zubringen mit Silbenzählen? Soll ich hängen bleiben am Staube der Geometrie? — „Spare die Zeit!" Soll dieser edle Rat mir nicht gelten? Wenn ich solche Dinge wissen soll, was soll ich dann nicht wissen? Der Grammatiker Appion, der zu Cajus Cäsars Zeit in ganz Griechenland herumgetragen und überall für einen zweiten Homer gehalten wurde, hat behauptet, Homer habe erst nach Beendigung seiner beiden den trojanischen Krieg behandelnden Werke, Ilias und Odyssee, den Anfang hinzugefügt. Das suchte er damit zu beweisen, daß er sagte, die zwei ersten Buchstaben des ersten Verses gäben die Zahl der Bücher an.*) Solche Dinge muß ein Mann wissen, der für recht belesen gelten will.

Willst Du nicht bedenken, wieviel Zeit Dir durch Unwohlsein, durch öffentliche und häusliche Geschäfte, durch täglichen Umtrieb und durch Schlaf geraubt wird? Bemiß Deine Lebenszeit; sie ist nicht lang genug für so vielerlei. Ich rede von den freien Wissenschaften: auch die Philosophen haben viel Überflüssiges, Unpraktisches. Sie sind auch herabgesunken zu Silbenstecherei und zu Untersuchungen

---

*) Die griechischen Buchstaben sind zugleich Zahlzeichen. Die Ilias fängt mit dem Worte ΜΗΝΙΝ an; Μ' bedeutet 40; Η' ist gleich 8; zusammen 48. Die Ilias hat 24 Bücher; die Odyssee ebenfalls. Das ist aber Zufall und die wichtige Entdeckung hat, wie so manche andere, nur den Wert einer Spielerei. —

über Konjunktionen und Präpositionen; es scheint, sie seien mißgünstig gewesen auf Grammatiker und Geometer. Dort giebt es viel Überflüssiges und das haben sie sich nun auch angeeignet. So ist es gekommen, daß sie besser zu reden, als zu leben verstehen. Vernimm, wie übel allzugroße Subtilität ist und wie sie der Wahrheit schadet: Protagoras sagt, man könne bei jedem Thema Gründe für und wider anführen mit gleicher Beweiskraft, und auch darüber könne man streiten, ob jeder Gegenstand nach beiden Seiten disputabel sei. Nausiphanes lehrt, die Dinge der Erscheinungswelt seien ebensowohl nicht vorhanden, als vorhanden. Parmenides behauptet, die Einzelerscheinungen seien vom Universum nicht verschieden. Der Eleate Zenon übertrifft alle, indem er sagt: gar nichts existiere wirklich. In dasselbe Horn ungefähr blasen die Pyrrhonier, Megariker, Eretriker und Akademiker, die eine neue Wissenschaft aufgebracht haben: das Nichtwissen. Wirf Du immerhin das alles auf den wertlosen Haufen der „freien Wissenschaften". Die einen bringen ein nutzloses Wissen bei; die andern geben gar keine Hoffnung, daß ein Wissen möglich sei. Am Ende wird es besser sein, Überflüssiges zu wissen, als gar nichts. Die einen leuchten mir nicht, daß ich die Wahrheit sehe; die andern stechen mir gar die Augen aus.

Will ich mich an Protagoras halten, so ist in der ganzen Welt alles zweifelhaft; an Nausiphanes, so ist nur das eine gewiß, daß es nichts Gewisses giebt. Nach Parmenides giebt es nichts, außer dem einen; nach Zenon existiert gar nichts. — Was sind denn wir selbst? Was ist das, was uns umgiebt, nährt, hält? Die ganze Natur ist ein inhaltloser trügerischer Schatten! Es fällt mir schwer, zu sagen, wem ich mehr zürne, denen, die uns nichts wissen lassen wollen, oder denen, welche uns nicht einmal dieses Nichtwissen vergönnen. —

Einundneunzigster Brief.

Unser Liberalis ist betrübt durch die Nachricht von dem Brande, welcher die Kolonie Lugdunum (Lyon) vernichtet hat. Dieses Unglück schmerzt jeden, zumal einen Mann, der sein Vaterland liebt. Er hat seine Geistesstärke nicht ganz bewahrt, denn wohl war er auf alles Mögliche, das zu fürchten ist, gefaßt, aber diesen unerwarteten, fast unerhörten Schlag nahm er nicht in die Rechnung, weil das noch nie vorkam. Zwar hat schon manchmal eine Stadt durch Feuer schwer gelitten, aber ganz vernichtet wurde noch nie eine. Selbst wo Feindeshand den Feuerbrand schleuderte, erlosch das Feuer doch an vielen Stellen und wenn es auch da oder dort wieder angefacht wurde, verschlang es doch nicht sogar alles, daß dem Schwerte nicht auch noch etwas übrig geblieben wäre. Auch Erdbeben wüteten wohl nie so schrecklich, daß ganze Städte dadurch zu Grunde gingen; nie brach ein so gewaltiger Brand aus, der nicht für einen andern noch etwas übrig gelassen hätte. Hier aber hat eine Nacht eine Menge von Prachtbauten niedergeworfen, von denen jede einzelne die Zierde einer Stadt gewesen wäre, und was man nicht einmal im Kriege zu befürchten hat, das ist im tiefsten Frieden geschehen. Sollte man es glauben: überall ruhen die Waffen, alle Welt lebt sicher, Lugdunum aber, die Perle von Gallien, muß man jetzt suchen. Gewöhnlich kann man doch auf ein solches Unglück sich einigermaßen vorbereiten; etwas Großes zerfällt sonst nicht so plötzlich; hier war es anders: noch gestern war die Stadt eine Großstadt, heute existiert sie gar nicht mehr. Der Bericht von diesem Unglück nimmt mehr Zeit in Anspruch, als das Unglück selbst.

Dies alles hat unsern Liberalis sehr affiziert, ihn, der in eigenen Angelegenheiten immer fest und aufrecht dasteht. Seine Erschütterung ist begreiflich: was man nicht erwartet

hat, das trägt man schwerer; die Neuheit vergrößert das Gewicht eines Unglücks; jeder Mensch empfindet etwas Überraschendes um so schmerzlicher. Darum ist es klug, sich auf alles gefaßt zu machen, an alles zum voraus zu denken, sich zu vergegenwärtigen, nicht bloß was geschieht, sondern auch was geschehen kann. Kann das Schicksal nicht, wenn es will, jede Blüte vernichten und gerade das, was am schönsten strahlt, am heftigsten angreifen und niederreißen? Nichts ist ihm zu hoch, oder zu schwer. Es braucht nicht immer denselben Weg, oder den ganzen Weg. Bald müssen wir selber zu unserem Verderben Hand anlegen, ein andermal wütet das Geschick mit eigener Kraft und weiß ohne Beirat schwierige Lagen zu schaffen. Keinen Augenblick kann man sicher sein: aus dem Vergnügen selbst entsteht wieder Leid; mitten im Frieden giebt es Krieg; worauf wir uns verließen, das wird eine Waffe gegen uns; der Freund wird zum Gegner, der Verbündete zum Feind; mitten im schönen Sommer kann ein Sturm losbrechen, heftiger als die Winterstürme. Feindliches Geschick müssen wir leiden, ohne einen Feind zu haben; großes Glück birgt, wenn andere Gründe fehlen, in sich selbst den Sturz. Die Mäßigsten werden krank, die Kräftigsten siechen dahin, die Schuldlosesten kommen in Strafe, die Zurückgezogensten in Aufregung. Der Zufall wählt wieder etwas Neues, um den, der seiner etwa vergessen wollte, seine Macht wieder fühlen zu lassen. Was mühsam in langer Zeit mit Gottes Hilfe gedieh, das fällt und zersplittert an einem Tage. Ich sage zu viel; das Unglück schreitet rascher: eine Stunde, ein Augenblick genügt, um Reiche zu stürzen. Ginge alles ebenso langsam zu Grunde, wie es entsteht, so hätten wir in unserem Elend doch noch einigen Trost; aber während das Wachstum ein langsames ist, ist der Einsturz ein plötzlicher. Nichts ist von Dauer.

weder das Eigentum einzelner, noch das des Staates. Der Menschen und der Städte Geschicke wechseln. In tiefstem Frieden entsteht etwas Schreckhaftes; stürmt von außen nichts heran, so kommt ein Unheil da, wo man es am wenigsten erwartete. Reiche, die in inneren und äußeren Kämpfen feststanden, stürzen zusammen, ohne daß jemand daran stößt; kein Staat hielt sich lange Zeit auf der Höhe.

Darum denke man an alles und mache sich auf alle Möglichkeiten gefaßt. Verbannung, Folter, Krieg, Krankheit, Schiffbruch kann Dich betreffen; ein Zufall kann Dich dem Vaterland, oder dieses Dir entreißen, kann Dich einsam machen, kann den Ort, wo die Menge sich fast zum Ersticken drängt, in eine Einöde verwandeln. Alles menschenmögliche Geschick muß man sich vor Augen halten, an alles denken, was irgend geschehen kann, nicht bloß an das, was häufig geschieht, sonst wird man überrascht und von ungewöhnlichen Schlägen, als von nie Dagewesenem betäubt. Man überdenke das Schicksal im allgemeinen: wie oft sind in Asien, oder in Achaja Städte durch ein Erdbeben eingestürzt? Wie manche Stadt in Syrien und Macedonien ging so zu Grunde? Wie manchesmal ward Cypern auf diese Weise verheert? Wie oft sank Paphos in Trümmer? Schon manchesmal vernahmen wir, daß ganze Städte untergingen — und welch kleiner Teil des Ganzen sind wir!

Wir müssen uns erheben gegen alles Zufällige, und bedenken, daß das Gerücht gewöhnlich alles vergrößert. Eine reiche Stadt ist verbrannt, eine Zierde der Provinz, wie sie so dalag auf mäßigem Höhenzug, eine hervorragende Stellung einnehmend. Doch die Zeit wird die Spur aller der Städte tilgen, die man jetzt als stolz und herrlich preist. Du weißt, daß schon jetzt die berühmtesten Städte Achajas total verschwunden sind, so daß man gar nicht mehr sieht, wo sie standen. Ja, nicht nur das vergeht, was Menschenhände gemacht

haben, nicht nur das wirft die Zeit um, was menschlicher Kunstfleiß aufgebaut hat, nein, auch Berge stürzen ein und ganze Gegenden senken sich. Was ehemals weit vom Meere entfernt war, das bedeckt jetzt die Flut; das Feuer hat die Hügel verzehrt, durch welche es leuchtend hervorbrach, die höchsten Gipfel und Warten, die trostreich dem Schiffer winkten, sind verschwunden und dem Boden gleich geworden. Auch die Werke der Natur leiden Not, darum muß man den Untergang einer Stadt gleichmütig ertragen. Alles, was besteht, ist wert, daß es zu Grunde geht; alles Ding währt seine Zeit. Entweder explodiert die innen verschlossene Luft, oder reißt Feuersgewalt das Ganze auseinander, oder bricht die Macht eingeschlossenen Wassers verwüstend durch, oder erobert die Länge der Zeit, vor welcher nichts sicher ist, allmählich das Terrain, oder des Himmels Ungunst verjagt die Bevölkerung, und die verödeten Orte zerfallen von selbst — unmöglich können alle Eventualitäten aufgezählt werden: kurz, alle Werke der Menschen tragen den Todeskeim in sich; mitten wir im Leben sind von dem Tod umfangen.

Das und Ähnliches sage ich unserem Liberalis zum Troste, der mit unglaublicher Liebe an seiner Vaterstadt hängt, die doch vielleicht bald aus Schutt und Asche schöner wieder erstehen wird. Oft macht ein Unglück größerem Glücke Platz; manches mußte fallen, um größer und schöner wieder zu erstehen. Timagenes, der das Emporblühen Roms ungern sah, sagte, er bedaure die Brandunfälle nur deswegen, weil er wisse, das Abgebrannte werde schöner wieder aufgebaut. Auch in Lugdunum wird sich wohl jedermann beeifern, das Verlorene zu ersetzen durch Stattlicheres und Solideres. Möge es, unter besseren Auspicien gegründet, von längerer Dauer sein! Die Stadt war gerade hundert Jahre alt; so alt und älter kann ein Mensch werden. Von Plancus ge-

gründet, erstarkte sie rasch wegen ihrer günstigen Lage; und nun ist ein so hartes Schicksal innerhalb eines Menschenlebens über sie gekommen!

Der Mensch muß lernen, sein Geschick verstehen und es ertragen; er muß bedenken, daß das Schicksal alles Mögliche wagt. Gleiche Gewalt übt es aus gegen die Königreiche, wie gegen die Könige, gegen Städte, wie gegen Menschen. Man darf sich darüber nicht ärgern. Wir sind in eine Welt gekommen, in welcher nun einmal diese Gesetze gelten. Gefällt Dir's, so füge Dich; wo nicht, so gehe, es steht Dir mancher Weg offen. Wäre über uns ein ganz besonders hartes Schicksal verhängt, dann hätten wir wohl Grund zur Unzufriedenheit; weil aber das gleiche Gesetz der Notwendigkeit den Höchsten und den Niedrigsten gilt, so muß man sich mit dem gleichwaltenden Schicksal aussöhnen.*)

Nicht nach den Grabhügeln und nach den Denkmalen, die in verschiedener Größe an den Straßen stehen, darf man urteilen: die Asche macht alle gleich; bei der Geburt sind wir verschieden, im Tode sind wir gleich. Es ist mit den Städten wie mit den Bewohnern derselben; Rom ist erobert worden wie Ardea. Der Urheber der Satzungen, welche auf der Erde gelten, hat gemacht, daß die Unterschiede von Geburt und Adel nur für die kurze Zeit unseres Lebens gelten; gehts dem Ende zu, so heißt es, „weg mit der Eitelkeit! für alle, welche auf der Erde wandeln, gilt ein und dasselbe Gesetz!" Einer muß dulden wie der andere; wir sind alle gleich hin-

*) Vgl. 1. Pet. 4, 12 ff.: „Ihr Lieben, lasset euch die Hitze, so euch begegnet, nicht befremden, als widerführe euch etwas Seltsames" und 5, 9: „wisset, daß ebendieselben Leiden über eure Brüder in der Welt gehen." —

„Solamen est miseris, socios habere malorum."

fällig; niemand weiß, was der morgende Tag bringt. König Alexander von Macedonien begann einmal mit dem Studium der Geometrie, der Unglückliche! Er konnte nur erfahren, wie klein die Erde ist, von der er nur einen ganz kleinen Teil besaß. Ja, ich nenne ihn unglücklich, weil er einsehen mußte, daß er seinen Beinamen mit Unrecht führe; kann denn jemand „groß" sein in so Kleinem? Jene Wissenschaft ist fein und erfordert sorgfältiges Aufmerken, ihm paßte sie nicht, dem Tollen, dessen Gedanken über Meere schweiften; darum sprach er: „lehre mich Leichteres". Der Lehrer aber entgegnete: „Diese Lehren sind für alle Menschen gleich schwer." Denke Dir, die Natur sage auch so: „Das, worüber Du klagst, haben alle gleicherweise; keinem kann Leichteres zugeteilt werden. Aber leichter machen kann sich jeder seine Bürde." Wodurch? Durch Gleichmut.

Du mußt leiden, dürsten, hungern, alt werden, falls Dir das beschieden ist, krank sein, Verluste erleiden, zu Grunde gehen. Aber bange machen gilt nicht: alles das ist kein Übel, ist nicht hart oder unerträglich. Die Menge fürchtet sich eben davor, hergebrachterweise. Man fürchtet den Tod, weil das Gerücht sagt, er sei schlimm. Wie thöricht ist ein Mensch, der Worte fürchtet! Fein*) pflegte unser Demetrius zu sagen: „Die Reden der Narren gelten mir nicht mehr, als entfahrende Winde; ob so einer Töne nach oben, oder nach unten von sich giebt, ist mir einerlei." Ist nicht die Furcht, von Ehrlosen entehrt zu werden, Thorheit? Wie man das Gerücht fürchtet, ohne Grund, so ist es auch mit den Dingen, die man nur

*) Ich hätte lieber geschrieben: „derb"; aber im Texte steht: „eleganter". „Fein" ist dieses Gleichnis nicht, aber zutreffend. Die Alten liebten solche Derbheiten und Kraftworte. Heutzutage ist man zu gebildet, als daß man derartiges schön fände. Andere Zeiten andere Sitten! —

fürchtet, weil die Leute sagen, sie seien fürchterlich. Schadet einem rechten Mann eine ungünstige Nachrede? Auch dem Tode soll das Gerede über ihn bei uns nicht schaden. Er ist besser als sein Ruf. Wer über ihn schilt, der kennt ihn nicht; etwas verurteilen, das man nicht kennt, ist aber Frechheit; Du weißt, welche Wohlthat er für viele ist, die er befreit von Qual, Armut, Klage, Marter und Überdruß. Niemand kann uns Gewalt anthun, wenn wir den Tod in unserer Gewalt haben.

Dreiundneunzigster Brief.

Du schreibst von dem Tode des Philosophen Metronax und klagst, er hätte länger leben können und sollen. Sonst zeigst Du in allem, was Du thust und in jeder Rolle ganz das rechte Maß, in diesem Falle aber vermisse ich dasselbe bei Dir, wie bei andern. Bei vielen finde ich, daß sie über Mitmenschen billig urteilen, über Götter nicht. Man schilt täglich das Verhängnis und sagt: „warum wurde dieser mitten in seiner Laufbahn weggenommen, jener nicht? Warum muß der so alt werden, sich selbst und andern eine Last?" — Ich bitte Dich: was ist das Richtige: *soll die Natur Dir gehorchen*, oder *sollst Du ihr gehorchen*? Und was liegt daran, ob man früher oder später geht, einmal muß man ja doch gehen. Nicht das sei Gegenstand unserer Sorge, daß wir lange leben, sondern daß wir *genügend* leben. Ersteres ist Sache des Schicksals, letzteres haben wir selber in der Hand. Das Leben ist lang, wenn es inhaltsreich ist und das ist der Fall, wenn das Gemüt gut geworden ist und wenn man die Herrschaft über sich selbst erlangt hat. Was nützen jenen seine achtzig in Unthätigkeit zugebrachten Jahre? Gelebt hat er nicht, sondern nur im Leben verweilt und so ist er nicht spät, sondern lange gestorben. Hat er achtzig Jahre gelebt? Es kommt darauf an, von wann man seinen Tod datiert. Ein anderer ist in der

Blüte der Jahre gestorben, hat aber alle Pflichten eines wackeren Bürgers, Freundes und Sohnes erfüllt; in nichts ist er zurückgeblieben; mag die Zahl der Jahre bei ihm unvollkommen gewesen sein, sein Leben war vollkommen. Achtzig Jahre habe der andere gelebt? Nein, er ist nur so lange dagewesen, man müßte denn nur das Wort „leben" in dem Sinne gebrauchen, wie man auch von Bäumen sagt, sie leben. Unser Leben soll, wie ein Kleinod, nicht umfangreich sein, aber wertvoll; darauf, lieber Lucilius, sei unser Hauptaugenmerk gerichtet. Nicht nach der Zeit wollen wir es bemessen, sondern nach dem, was wir leisten. Willst Du wissen, worin der Unterschied besteht, zwischen einem Manne, der kühn sich über das Schicksal erhoben, alle Pflichten des Lebens treulich erfüllt und das höchste Gut erlangt hat, und einem andern, dem nur viele Jahre dahingeflossen sind? Jener lebt noch auch nach seinem Tode, dieser ist gestorben schon vor seinem Tode.

Den Mann wollen wir loben und glücklich preisen, der die Zeit, die ihm gegeben war, treu benützt hat, wäre sie auch noch so kurz gewesen. Er hat das wahre Licht geschaut; er war nicht, wie sie alle sind; er lebt und hat gelebt und zwar recht gelebt. Zuweilen hatte er heitern Himmel; ein andermal, wie es zu gehen pflegt, schimmerte der Glanz der Sonne durch Wolken. Was fragst Du, wie lange er gelebt habe! Er hat gelebt und sein Andenken wird auf die Nachwelt kommen. Mir solls nicht leid sein, wenn ich ein höheres Alter erreiche; ich werde aber auch nicht sagen, es habe mir etwas zu meinem Glücke gefehlt, wenn ich weniger alt werde. Meinen Todestag sehe ich nicht begehrlichen Gemüts erst in ferner Zukunft, vielmehr betrachte ich jeden Tag als den letzten. Wann ich geboren sei, fragst Du, und ob ich noch zu den Jüngeren gehöre: ich habe mein Alter! Wie einer auch bei kleiner

Statur doch ein vollkommener Mensch sein kann, so kann auch ein Leben vollkommen sein, ob es gleich von kürzerer Dauer ist. Das Alter gehört zu den unwesentlichen Dingen. Wie lange ich lebe, das steht nicht in meiner Macht, wohl aber das, daß ich möglichst lange ein tüchtiger Mensch sei. Das kann man von mir verlangen, daß ich nicht im Dunkeln ein unedles Dasein friste, daß ich nicht nur dahintreibe im Strome der Zeit, sondern recht lebe.

Du fragst, was das weiteste Ziel des Lebens sei: leben bis zur Weisheit. Wer es bis zu ihr gebracht hat, der hat, wenn auch nicht das äußerste, so doch das höchste Ziel des Lebens erreicht. Ein solcher mag sich kühnlich rühmen und den Göttern danken, daneben sein Leben sich selbst und der Natur anrechnen und zwar mit Recht, weil er sein Leben besser zurückgiebt, als er es empfangen hat. Er hat ein Musterbild eines tüchtigen Mannes in seiner Person dargestellt und gezeigt, was zu einem solchen gehöre. Hätte er noch etwas hinzugefügt, so hätte es nur dem Früheren ähnlich sein können. Wie lange sollen wir leben? Wir wissen genug. Wir kennen die Principien der Natur, die Ordnung der Welt, das Gesetz des Jahreswechsels; wie alles zu einem Ganzen sich gefügt hat und welches die Grenzen sind, wissen wir. Wir erkennen, daß die Gestirne aus eigener Kraft ihre Bahnen durchwandern, daß außer der Erde nichts stille steht,*) sondern alles beständig in raschem Laufe dahineilt. Wir wissen, wie der Mond der Sonne vorangeht, warum der langsamere Himmelskörper den schnelleren überholt, wie er sein Licht empfängt und verliert, was die Nacht und wiederum den Tag herbeiführt. Wir haben nun die Reise anzutreten dahin, wo wir das alles noch genauer kennen lernen werden. „Der Weg zu den Göttern, steht mir, denke ich, offen, spricht der Weise, aber diese Hoffnung trägt nichts

*) Jetzt glaubt man es wieder anders zu wissen!

dazu bei, daß ich mutvoller abscheide. Ich habe den Zutritt zu ihnen verdient, war schon bisher unter ihnen; ich habe meinen Geist zu ihnen erhoben, sie haben den ihrigen mir gesandt. Aber auch angenommen, ich löse mich auf ins Nichts, der Mensch vergehe gänzlich im Tode: mein Mut bleibt derselbe, wenn ich mir auch sagen muß, daß mein Abschied Vernichtung ist."

Hat Er nicht möglichst lange gelebt? Ein Buch hat vielleicht nur wenige Blätter und ist doch gut und nützlich. Du weißt, wie wenig Wert die Annalen des Tanusius haben und wie man sie nennt; ihnen gleicht das lange Leben mancher. Ist der Fechter glücklicher, der erst am Abend fällt? glücklicher als einer, der um Mittag starb? Hängt wohl jemand so toll am Leben, daß er lieber im Spoliarium*) als in der Arena sterben will? Größer ist der Abstand nicht, in welchem wir einander im Tode vorangehen. Der Tod kommt zu allen. Wer getötet hat, wird getötet. Was so viele Sorgen macht, es ist eine Kleinigkeit! Es ist einerlei, wie lange man das vermeidet, was schließlich doch niemand ganz vermeiden kann. — —

Sechsundneunzigster Brief.

Wie magst Du ärgerlich sein und Dich beklagen; siehst Du nicht, daß nur eben Dein Ärger und Dein Klagen übel ist? — Wenn Du meine Ansicht wissen willst: es giebt kein Übel in der Welt für einen Mann, wenn er es nicht selbst für ein solches hält. Wenn ich irgend etwas nicht ertragen kann, so bin ich an einem solchen Tage mir selbst zuwider. Krankheit, eigene oder von Familienmitgliedern, Schulden, Lärm im Haus, Verluste, Verwundungen, Mühsal, Gefahr: solches bringt das Schicksal mit sich; so pflegt es zu gehen, oder

*) Wo nach dem Kampfe die unbrauchbar gewordenen Gladiatoren vollends abgethan wurden.

vielmehr so muß es gehen; es ist nicht Zufall, sondern Notwendigkeit. Glaube mir, ich lasse Dich in mein Innerstes blicken, so bin ich: bei allem, was würdig und hart erscheint, füge ich mich nicht bloß gegenüber von Gott, sondern ich stimme ihm bei, folge ihm von Herzen, nicht weil ich muß. Nichts von dem, was mir begegnet, nehme ich traurig oder mit verdrießlichem Gesichte an; nie zahle ich meinen Tribut widerwillig. Alles, worüber man seufzt, wovor man erschrickt, ist eben ein Tribut, den man im Leben bezahlen muß. Davon befreit zu werden, wirst Du, lieber Lucilius, nicht hoffen und nicht wünschen. Plagt Dich Steinschmerz, war Dein Essen nicht angenehm genug;*) hattest Du fortwährenden Verlust, noch Ärgeres, schwebtest Du in Lebensgefahr: hast Du nicht gewußt, daß das alles bei dem Wunsche hohen Alters mitinbegriffen war? Bei langem Leben muß man das dareinnehmen, wie Staub, Kot und Regen auf einer längeren Reise.

„Aber, sagst Du etwa, ich möchte leben und frei sein von allen Unannehmlichkeiten.“ So weibisch herauszureden wäre für einen Mann eine Schande. — Ich will Dir etwas Großes und Gutes wünschen; bin begierig, wie Dir der Wunsch paßt: „Mögen alle Götter und Göttinnen sorgen, daß Du kein Schoßkind des Glückes werdest! Wenn ein Gott Dir die Wahl ließe, ob Du lieber an flotter Tafel oder im Lager leben wollest, prüfe Dich: was zögest Du vor? Leben, mein lieber Lucilius, ist gleichbedeutend mit kämpfen. Wer recht herumgeworfen wird, und unter Mühe und Beschwerde aufwärts und abwärts wandert und zu den gefährlichsten Unter-

*) „Epulae fuerunt parum dulces“ — hat die Zweibrücker Ausgabe, der ich folge. Eine andere Lesart ist: „epistolae venerunt parum dulces“ d. h. „liefen unangenehme Briefe ein“ — der Leser hat die Wahl.

nehmungen sich hergiebt, der ist ein tapferer Mann und ist im Lager obenan; diejenigen aber, welche sich's in träger Ruhe wohl sein lassen, während die andern sich abmühen, sind Turteltäubchen; sie leben sicher, weil es eine Schande wäre, ihnen etwas zu thun. *)

Achtundneunzigster Brief.

Halte nie jemand für glücklich, der von Glücksumständen abhängig ist. Wer sich über Außendinge freut, der stützt sich auf Zerbrechliches; diese Freude vergeht, wie sie kam. Was seinen Ursprung in unserem Innern hat, das ist treu und fest, das wächst und begleitet uns bis an unser Ende; das Übrige, das die Menge für ein Gut halten mag, ist nur für den Augenblick recht. Kann es aber nicht auch zum Vergnügen und Nutzen dienen? Unstreitig; aber doch nur, wenn es von uns abhängt, nicht wir von ihm. Was Glückssache ist, ist nur dann fruchtbringend und angenehm, wenn der, welcher es besitzt, auch sein eigener Herr ist, und nicht ein Sklave seines Eigentums. Im Irrtum ist, wer glaubt, das Schicksal spende uns irgend etwas Gutes oder Schlimmes; es giebt nur den Stoff zum Guten und Schlimmen, die Keime, die sich bei uns zu Gutem oder zu Schlimmem entwickeln können. Die Seele ist stärker als jedes Geschick; sie wendet alles nach der einen oder nach der andern Seite und ist selbst Quelle eines guten oder eines elenden Lebens. Für den Bösen wird alles bös, auch was ganz gut war, da es kam; der rechtschaffene wackere Mensch dagegen macht das, was das Schicksal Schlimmes bringt, gut, und mildert das Harte und Herbe, durch die Art wie er es zu ertragen versteht. Das Glück nimmt er dankbar und bescheiden an, das Unglück standhaft und mutvoll.

*) Si lectio certa est: „Turturillae sunt, tuti contumeliae causa."

Es mag einer ganz klug sein und stets nach reiflichster Überlegung handeln, auch nie etwas unternehmen, was über seine Kräfte geht: jenes vollkommene Gut, das über des Geschickes Drohungen erhaben ist, wird ihm erst dann zu teil werden, wenn er sicher ist gegenüber von allem Unsichern. Blicke auf andere, denn hier ist das Urteil objektiver, oder, wenn Du unparteiisch genug bist, betrachte Dich selbst: Du findest gewiß und mußt gestehen, daß nichts von diesen vielbegehrten werten Dingen wirklich wertvoll sei, wenn Du Dich nicht gefaßt machst auf die Unbeständigkeit des Zufalls und der Dinge, die zu seinem Gebiete gehören, wenn Du nicht immer klaglos bei jedem Verluste sagen kannst: die Götter haben es anders gewollt; oder vielmehr, um Dir einen kräftigeren besseren Trostspruch an die Hand zu geben, auf den Du Dich verlassen kannst, so oft etwas anders geht, als Du Dir es gedacht hast, sollst Du sagen: die Götter haben es besser gemacht! Wer in solcher Gemütsverfassung sich befindet, dem kann nichts Widriges mehr begegnen; und dahin gelangt jeder, der zum voraus bedenkt, was der Wechsel im Leben vermag. Ein solcher besitzt Weib und Kind und Vermögen mit dem Gedanken, er werde sie nicht immer besitzen, und er wird nicht ganz unglücklich sein, wenn er sie verliert. Elend ist der Mensch, welcher immer Angst hat vor der Zukunft, und unglücklich ist, ehe das Unglück wirklich kommt, wer immer darum sorgt, ob ihm das, was ihm jetzt Freude macht, auch bleiben werde bis an sein Lebensende. Er ist nie ruhig und verliert auch die Gegenwart mit dem Guten, das sie ihm darbietet, weil er immer die Zukunft fürchtet. Die beständige Furcht vor einem Verluste kommt aber dem Verluste selbst gleich. Gleichgiltig brauchst Du darum nicht zu werden; wende immerhin Furchtbares ab, triff Vorsichtsmaßregeln so gut als möglich; was Dir Schaden zu bringen droht, das fasse ins Auge und suche es zu

vermeiden, ehe es kommt. Deine Zuversichtlichkeit und Dein für alle Schicksalsschläge gefesteter Sinn werden Dir hierbei sehr zu statten kommen. Wer das Schicksal ertragen kann, der kann es auch vermeiden; gewiß kommt er nicht zum voraus in Unruhe, solange noch überall alles ruhig und still ist. Nichts ist miserabler und thörichter, als zum voraus Furcht haben; seinem Unglück entgegengehen, wie verrückt ist das! Um es kurz zu sagen und Dir jene ängstlichen Leute recht zu schildern, die sich selbst zur Last sind: sie können im Unglück selbst sich so wenig beherrschen, als vorher. Mehr, als not ist, leidet, wer anfängt, ehe es not ist. Dieselbe Schwachheit läßt ihn das Leiden nicht abwarten und dasselbe nicht würdigen. Sein ungezügeltes Denken spiegelt ihm vor, sein Glück werde beständig sein, alles, was ihn betrifft, werde nicht nur bleiben, sondern immer zunehmen. Er denkt nicht an das Schwungrad, in welchem alles Menschliche durcheinandergeworfen wird, sondern verspricht sich allein Beständigkeit in Dingen, die dem Zufall anheimgegeben sind. — Metrodorus sagt schön in einem Briefe, in welchem er seine Schwester über den Verlust eines trefflichen Sohnes tröstet: „Jedes Gut der Sterblichen ist sterblich." Er meint damit die Güter, denen die Menge nachjagt; denn das wahre Gut kann nicht sterben, es ist bleibend, ewig. W e i s h e i t und T u g e n d sind das einzige Unsterbliche, das die Sterblichen haben. Und doch sind diese so frech, und vergessen so ganz, wo sie hingehen, wohin jeder Tag sie fortreißt, daß sie sich wundern, wenn sie einen Verlust erleiden, da ja doch einmal ein Tag kommt, wo sie a l l e s a u f e i n m a l h e r g e b e n m ü s s e n. Was Du auch als Herr besitzen magst: es ist um Dich her, aber es ist nicht Dein; für den, der selber nicht feststeht, giebt es nichts Festes, für den Hinfälligen nichts Ewiges und Bleibendes. V e r l i e r e n und s e l b s t z u G r u n d e g e h e n, das ist unsere Bestimmung; wer

weise ist, der tröstet sich und giebt gleichmütig her, was doch einmal zu Grunde gehen muß.

Was giebt es für einen Trost gegen solche Verluste? Den, das Verlorene im Andenken zu behalten und nicht zugleich damit die Frucht sich rauben zu lassen, die man davon genossen hat. Der wirkliche Besitz kann uns entrissen werden, die Erinnerung daran niemals. Wer keinen Dank schuldig zu sein glaubt für etwas, das er wieder verloren hat, der ist sehr undankbar. Der Zufall entreißt uns eine Sache, aber den Genuß und die Frucht davon muß er uns lassen; nur wir selbst verlieren ihn durch unverständige Sehnsucht. Sage Dir selbst: von den Dingen, die man gewöhnlich fürchtet, ist keines unbesiegbar. Schon viele haben das eine oder das andere bezwungen, Mucius das Feuer, Regulus das Kreuz, Sokrates das Gift, Rutilius die Verbannung, Cato den Tod durchs Schwert: wohlan, auch wir wollen etwas bezwingen! — Andererseits: was die Menge anzieht durch Glanz und Herrlichkeit, das haben schon viele gering geschätzt: Fabricius hat als Feldherr den Reichtum abgewiesen, als Censor hat er ihm einen Tadel angehängt; Tubero hat für sich und für das Kapitol die Armut für das Wahre erklärt, indem er bei einem öffentlichen Mahle irdenes Geschirr gebrauchte; begnügen sich die Götter mit derartigem, so soll der Mensch auch damit zufrieden sein. Sextius, der Ältere, wies Ehrenstellen zurück; er hätte durch Geburt ein Recht auf Staatsämter gehabt und der hochselige Julius wollte ihm den breiten Purperstreif verleihen, er nahm ihn aber nicht an, denn er dachte, was man einem giebt, das kann man einem auch wieder nehmen.

Auch wir wollen etwas Ruhmvolles thun, das man von uns sagen kann. Warum zurückstehen und verzagt sein? Was einmal geschehen ist, kann wieder geleistet werden. Sorgen wir nur, daß unser Inneres rein sei und folgen

wir der Natur; wer sie verläßt, der muß wünschen und fürchten und ein Sklave des Zufalls sein. Man kann umkehren und wieder werden, wie man zuvor war. Thun wir das, damit wir den Schmerz, wo er uns anfassen möge, ertragen und zum Schicksal sagen können: „suche Dir einen andern aus, der sich von Dir besiegen läßt; ich schreibe mich Mann!"*) — —.**)

Neunundneunzigster Brief.

Ich lasse Dir hier den Brief zugehen, den ich an Marullus schrieb bei dem Verluste seines kleinen Sohnes, den er gar zu schwer nahm. Ich war der Ansicht, man müsse nicht, wie sonst geschieht, gelinde mit ihm verfahren; er schien mir eher Tadel, als Mitleid zu verdienen. Einem Menschen, der durch großes Unglück schwer darniedergeschlagen ist, muß man ein wenig nachgeben: er möge sich satt weinen und dem ersten Anlauf des Leids sich hingeben. Wer aber recht absichtlich in der Trauer verharren will, der verdient Tadel, und er möge lernen, daß es auch ein Weinen im Unverstand giebt. Erwartest Du Trostgründe? Ich muß Dich tadeln! So sehr lässest Du Dich niederschlagen durch den Tod eines Kindes! Was würdest Du thun, wenn Dir ein Freund stürbe? Ein Sohn ist Dir genommen worden, auf den Du noch keine sichere Hoffnung setzen konntest; er war noch ein Kind; nur eine Kleinigkeit von Zeit ist verloren gegangen. Man sucht Gründe für das Trauern und will sich ungerechterweise über das Schicksal beschweren, als ob es uns

---

*) Vgl. Shakespeare: Ende gut, Alles gut Akt 2, Sc. 3: „Laß Dir gesagt sein, Bursche, ich schreibe mich Mann, ein Titel, zu dem Du's in keinem Alter bringen wirst!" und Hamlet Akt 1, Sc. 2: „Er war ein Mann, nehmt alles nur in allem; ich werde nimmer seinesgleichen sehn."

**) Im Texte ist hier eine Lücke und der Schluß paßt nicht mehr recht zu dem Bisherigen. —

nicht gerechte Ursachen zur Klage gäbe. Ich hielt Dich für stark genug, gegenüber von rechten Übeln, nicht zu reden von jenen Schattenübeln, über welche die Leute seufzen, weil es so Brauch ist. Wenn Du einen Freund verloren hättest, was ja der härteste Schlag ist, so hättest Du Dir Mühe geben müssen, mehr Dich darüber zu freuen, daß Du ihn einmal hattest, als Dich darüber zu betrüben, daß Du ihn verlorst. Aber die meisten Menschen bedenken nicht, wie viel Gutes und Freudiges sie genossen. Abgesehen von andern Übelständen ist ein solcher Schmerz unnötig und ein Zeichen von Undank. War es denn gar nichts, einen solchen Freund gehabt zu haben, so lange und so vertraut mit ihm gelebt und studiert zu haben? Begräbt man mit dem Freunde auch die Freundschaft? Wenn Du nichts davon hast, ihn gehabt zu haben, warum weinst Du dann über seinen Verlust? Glaube mir, unsere Lieben bleiben zum guten Teile bei uns, wenn auch der Zufall sie von unserer Seite wegreißt. Die verflossene Zeit ist unser Eigentum, und nichts ist sicherer aufgehoben, als das, was vergangen ist. Wir sind nicht dankbar genug für das, was wir empfangen haben, weil wir immer an die Zukunft denken, als ob nicht das Künftige auch, sobald es an uns herangetreten, alsbald zur Vergangenheit würde! Wer nur an dem sich freut, was er in der Gegenwart hat, der begrenzt den Genuß zu eng; auch Zukunft und Vergangenheit machen Freude, jene in der Erwartung, diese in der Erinnerung; aber jene ist schwebend und kommt vielleicht nicht; diese jedoch ist gewiß, man hat sie gehabt. Das Gewisseste sich entgehen lassen — welcher Wahnsinn! Genießen wir das ruhig, was wir schon geschöpft haben; oder glich unser Gemüt etwa einem Siebe, durch welches alles wieder hinauslief?

Man hat zahllose Beispiele von Männern, die ihre Söhne im Jünglingsalter zu Grabe trugen, ohne zu

weinen, die von dem Orte der Leichenverbrennung in den Senat, oder an sonst ein öffentliches Geschäft gingen und sogleich etwas anderes thaten; sie hatten recht. Trauern ist überflüssig, es kommt nichts dabei heraus: und unrecht ist es, sich beklagen über etwas, das einem begegnet und allen bevorsteht. Der Zwischenraum zwischen dem Vorangegangenen und dem, der ihn betrauert, ist ja gar nicht groß. Wir folgen den Verlorenen bald nach; damit kann man sich beruhigen. — Wie rasend schnell eilt die Zeit dahin! Wie kurz ist die Spanne Zeit, die wir durchrennen! Betrachte den Heereszug des Menschengeschlechts, der einem Ziele zustrebt, durch ganz kleine Zwischenräume getrennt, wenn man auch zuweilen meint, dieselben seien groß. Der, den Du verloren zu haben glaubst, ist nur vorangegangen. Ist es nicht unsinnig, den beweinen, der schon am Ziele angekommen ist, wenn man denselben Weg noch vor sich hat? Weint denn auch jemand über etwas, das er als ganz sicher voraussah, das notwendig kommen mußte? Wer bei einem Menschen nicht an den Tod dachte, der betrog sich selbst; wer über den Tod von jemand klagt, der klagt, daß derselbe ein Mensch gewesen. Das gleiche Los trifft alle; wer geboren wird, der muß am Ende sterben; der Zwischenraum ist verschieden, das Ende ist gleich. Was zwischen dem ersten und dem letzten Tage liegt, ist mannigfaltig und ungewiß, lang — selbst für die Jugend — wenn man an die Beschwerden denkt, und doch auch wieder kurz und flüchtig, selbst für den Greis. Alles ist schlüpfrig und trügerisch, veränderlicher als irgend ein Wetter; alles wankt und schlägt um ins Gegenteil, wenn das Schicksal es haben will; nichts ist sicher in diesem allgemeinen Gewoge, als der Tod. Und doch beklagen sich die Leute über das eine, worin niemand getäuscht wird.

„Aber daß er noch so jung starb!" — Ich sage noch nicht, derjenige erwähle das bessere Teil, der mit dem Leben fertig ist, aber ich frage: hat denn ein Greis so viel länger gelebt, als ein Kind? Denke Dir die unendliche unermeßliche Zeit und umfasse das Ganze; vergleiche sodann das, was wir ein Menschenalter nennen, mit dem Unermeßlichen, dann wirst Du einsehen, wie gering das ist, was wir gerne verlängert haben möchten. Und wieviel wird vom Leben weggenommen durch Thränen und Kummer, durch Gedanken an den Tod, ehe er kommt, durch Krankheit und Furcht, durch Jugend, Unwissenheit und unnützes Treiben. Die Hälfte verschläft man. Denke ferner an die Anstrengungen, Trauerfälle und Notzeiten im Leben und Du wirst gestehen müssen, daß man auch bei einem sehr langen Leben doch nur kurze Zeit wahrhaft lebt. Wer wird nicht zugeben, daß es demjenigen ganz wohl geht, der bald umkehren darf, dessen Reise aus ist, ehe er müde wurde!

„Das Leben an und für sich ist weder ein Gut, noch ein Übel, aber der Platz für beides. Wer frühe stirbt, verliert nichts, als ein Spiel, bei welchem das Verlieren gewiß ist. Dein Sohn wäre möglicherweise ein anständiger und verständiger Mensch geworden, sich veredelnd unter Deiner Leitung; aber er hätte auch (und man mußte das mit mehr Grund annehmen) werden können wie die Menge. Sieh nur, wie sie es treiben, diese jungen Herren aus guten Häusern: sie mischen sich unter die Fechter der Arena, treiben allerlei Unanständigkeiten, lassen keinen Tag vergehen, ohne sich zu betrinken und irgend eine auffallende Schandthat zu begehen; offenbar war da mehr Grund zur Furcht vorhanden, als zur Hoffnung.

Suche daher nicht Gründe für die Trauer und vergrößere nicht das geringe Leid durch Unmut. Ich sage nicht: raffe Dich auf und ermanne Dich; ich habe eine bessere Meinnng von Dir, als daß ich glaubte, Du müssest

in diesem Falle all Deine Kraft zusammennehmen. Es ist kein rechter Schmerz, sondern nur eine Fleischwunde; zum Schmerz machst Du sie selber erst. Ein großer Triumph der Philosophie ist es nicht gerade, wenn Du standhaft den Verlust eines Knaben erträgst, welcher der Amme noch mehr anhing, als dem Vater. Ich sage nicht, Du sollest hart sein und selbst bei der Bestattung keine Miene bewegen und kein weiches Herz zeigen; durchaus nicht. Die Leichen seiner Lieben mit denselben Augen anschauen, wie zuvor die Lebenden, und nicht gerührt werden im Augenblick des Scheidens, das wäre Unmenschlichkeit, nicht Standhaftigkeit. Aber gesetzt auch, ich würde Dir die Thränen verbieten: manches läßt sich gar nicht verbieten. Das Weinen kommt auch denen, die es unterdrücken wollen und es ist eine Erleichterung für das Gemüt. Thränen dürfen fallen, müssen aber nicht; mögen so viele fließen, als die Natur fordert, aber keine einzige der Mode zu lieb. Wir wollen den Schmerz nicht größer machen, als er ist, und ihn nicht nach dem Beispiel anderer vermehren. Manche tragen mehr zur Schau, als sie in Wirklichkeit fühlen, und machen aus der Trauer ein Schauspiel; sie seufzen lauter, wenn man sie hört; sind sie allein, so können sie ganz ruhig sein, kommt jemand, so brechen sie aufs neue in Thränen aus. Dann greifen sie mit den Händen nach dem Kopfe, was sie, wenn niemand da ist, ungehindert auch hätten thun können; dann werfen sie sich auf ihrem Lager hin und her und wünschen sich den Tod. Ist aber niemand da, der sie sieht, so wird der Schmerz bald gelinder. Auch hier, wie so oft, macht man den Fehler, daß man sich nach dem Beispiele der Menge richtet, und auf das sieht, was Brauch, nicht auf das, was recht ist. Wir gehen ab von der Natur und richten uns nach den Leuten, die doch nie das Richtige mit Entschiedenheit treffen, auch in diesem Stücke nicht. Erträgt einer seine Trauer mit Festigkeit,

so nennt man ihn lieblos und hart; sinkt er leiblich und geistig darnieder, so heißt er ein nervenschwacher, weibischer Mensch. Darum ist es am besten, vernunftgemäß zu leben. Nichts ist thörichter, als für traurig gelten und seine Thränen zeigen wollen. Der Weise gestattet sich wohl auch die Thränen und zuweilen kommen sie mit Gewalt. Der Unterschied ist der: wenn uns die erste Nachricht von einem Trauerfalle trifft, wenn wir die Leiche im Arme halten, die nun dem Feuer übergeben werden soll, da drängen sich mit Naturgewalt Thränen hervor, der Geist, von dem Schlage des Schmerzes betroffen, erschüttert den ganzen Körper und treibt aus den Augen die ihnen naheliegende Flüssigkeit hervor. Solche Thränen fließen von selber, auch ohne unsern Willen. Andern gestatten wir, daß sie kommen, wenn das Andenken an die Verlorenen sich erneuert. Die Trauer hat etwas Süßes; denkt man an die lieblichen Reden, an die heitere Unterhaltung, an die Liebe und Dienstfertigkeit der Verstorbenen, dann tritt, wie bei der Freude, die erleichternde Thräne hervor. Diesen geben wir nach, jene überwältigen uns. Thränen zurückzuhalten oder fließen zu lassen um deren willen, die bei uns sind, dazu haben wir keinen Grund; ob sie ausbleiben, oder kommen, beides ist recht; aber sie erheucheln ist eine Schande. Mögen sie von selber fließen; auch bei ruhigen, gefaßten Menschen kann das vorkommen. Fließen sie mäßig, so sind sie ein Zeichen echt menschlichen Gefühls und weder der Charakter des Weisen, noch die Würde leiden darunter. Man darf der Natur ihr Recht lassen, wenn dabei die Würde gewahrt wird. Ich habe Leute gesehen, die ehrwürdig aussahen bei der Beerdigung eines Angehörigen, aus deren Angesicht die Liebe hervorleuchtete und bei denen die Trauer gar nicht zur Schau getragen wurde; man sah da nur wahre Gefühle. Auch im Schmerz giebt es einen Anstand; diesen muß der Weise wahren. Auch

die Thränen, wie alles andere, haben ihr bestimmtes Maß. Thoren sind überströmend in Freude und in Leid. Trage das Notwendige mit Gleichmut! — Was ist Ungeheures, Neues geschehen? Wie vielen wird gerade jetzt das Leichenbegängnis bestellt und die Grube gegraben; wie viele werden nach Dir noch in Trauer kommen! So oft Du an Deinen Knaben denkst, bedenke, daß er ein Mensch war, dem nichts Gewisses versprochen wird, den das Schicksal nicht bis zum Greisenalter bringen muß, den es abfordern kann, wann es will. Du darfst übrigens öfters von ihm reden und sein Andenken möglichst feiern, das öfter wiederkehren wird, wenn es ohne Schmerz geschehen kann. Niemand geht gerne mit einem Traurigen um, geschweige mit der Traurigkeit selbst. Hast Du gewisse Reden und Scherze des Kleinen gerne gehört, so wiederhole sie Dir des öftern; behaupte kühn, er hätte die Hoffnungen erfüllt, die Du als Vater auf ihn setztest. Die Seinigen vergessen, ihr Andenken gleichsam mit der Leiche hinaustragen, übermäßig weinen und nachher wenig an sie denken, das ist nicht menschenwürdig. So lieben Vögel und wilde Tiere ihre Jungen; ihre Liebe ist leidenschaftlich, ja beinahe rasend; ist aber der Gegenstand dahin, so erlischt sie völlig. Das schickt sich nicht für den Weisen: Das Andenken muß bleiben, die Trauer muß aufhören. Ich billige das Wort des Metrodorus nicht, es gebe ein der Trauer verwandtes angenehmes Gefühl, dieses müsse man in solchen Zeiten festzuhalten suchen. Ich zweifle nicht, wie Du darüber denkst. Was ist schändlicher, als in der Trauer, ja mittels derselben Vergnügen suchen und in Thränen Genuß! Diese Leute werfen uns zu große Strenge vor und verlästern unsere Lehre als zu hart, weil wir sagen, man solle dem Schmerz keinen Einlaß ins Gemüt gewähren, oder ihn möglichst bald wieder austreiben. Was ist unbegreiflicher und des Menschen

weniger würdig, beim Verlust eines Freundes keinen Schmerz fühlen, oder im Schmerz nach Genuß jagen?

Unsere Lehre ist anständig: wenn der Affekt einige Thränen vergossen hat, so überlasse man das Gemüt dem Schmerz nicht. Oder was meinst Du: soll man Genuß mit Schmerz zu vermischen suchen? So trösten wir Knaben mit Kuchen und besänftigen weinende Kinder mit Milch. Nicht einmal wenn Dein Sohn verbrannt wird, oder Dein Freund stirbt, soll das Vergnügen ganz aussetzen, den Gram selbst willst Du gleichsam kitzeln? Ist es anständiger, den Schmerz aus dem Gemüt zu verbannen, oder Vergnügen mit Schmerz zu mischen und im Schmerz nach Genuß zu haschen? „Es giebt ein Vergnügen, der Trauer verwandt.“ Das können wir sagen,*) ihr nicht.**) Ihr kennet nur ein Gut, das Vergnügen, nur ein Übel, den Schmerz. Giebt es eine Verwandtschaft zwischen gut und bös? Angenommen, es sei so; wir wollen die Sache untersuchen und wollen erforschen, ob der Schmerz etwas Angenehmes, Genußreiches an sich habe. Manche Heilmittel, die an gewissen Teilen des Körpers gut sind, können als wüst und unpassend an andern Teilen nicht verwendet werden; was anderswo ohne Anstand zu gebrauchen wäre, das kann unanständig werden, je nachdem sich die Wunde an einem Orte befindet. Schämst Du Dich nicht, Trauer heilen zu wollen durch Vergnügen? Da muß man mit strengeren Mitteln kommen. Bedenke, daß die Gestorbenen von dem Gefühl eines Übels nicht mehr erfaßt werden können; geschähe das, so wären sie noch lebendig. Nichts kann dem wehe thun, der nicht mehr ist; thut ihm etwas wehe, so lebt er noch. Ist wohl das für ihn schlimm, daß er nicht mehr existiert, oder das, daß er noch existiert? Das Erste ist nicht möglich:

---

*) Wir Stoiker.
**) Ihr Epicuräer.

wer nicht mehr ist, der kann auch kein Gefühl mehr haben; auch das kann für ihn nicht schlimm sein, wenn er noch existiert, er ist ja dann dem entgangen, was man am Tode hauptsächlich fürchtet: das Nichtsein. Ferner muß man einem sagen, der Frühverstorbene beweint und vermißt: wir alle, Junge und Alte, stehen einander, wenn man an das Ganze denkt, in Beziehung auf die Kürze der Lebensdauer gleich. Denn von der ganzen Zeit kommt an uns weniger als ein Minimum; ein Minimum ist doch noch ein Teil, was wir aber leben, das ist nahezu gar nichts. Und doch macht man so große Pläne — wie thöricht!

„Ich schreibe Dir dies, nicht als ob ich glaubte, Du erwartest von mir noch hinterdrein Trostmittel; gewiß hast Du Dir, was ich da schreibe, schon selbst gesagt; sondern um Dich zurechtzuweisen darüber, daß Du eine zeitlang Dir selbst untreu geworden bist, und Dich zu ermahnen, daß Du für die Zukunft Dich festmachest gegen das Geschick, und alle seine Geschosse in die Rechnung nehmest, nicht als könnten, sondern als müßten sie kommen." —

Hundertunderster Brief.

Jeder Tag, jede Stunde zeigt uns, wie wir so gar nichts sind und bringt uns durch einen neuen Beweis unsere Vergänglichkeit wieder zum Bewußtsein, wenn wir dieselbe vergessen wollten. Du fragst, was diese Einleitung sagen wolle: den Senecio Cornelius hast Du gekannt, den flotten, gefälligen römischen Ritter: er hatte sich von den untersten Stufen emporgearbeitet und es stand ihm nun der Weg zu den höchsten Höhen offen. Leichter ist ja bei Würden der Fortgang als der Anfang, wie das Geld aus der Armut heraus sich am langsamsten vermehrt. Auch nach Geld strebte Senecio und es führten ihn dazu zwei sehr erfolgreiche Wege: die Kunst des Erwerbens und

des Zusammenhaltens, wovon schon die eine ihn hätte reich machen können. Der äußerst frugale Mann, der auf sein Vermögen und auf seine Gesundheit gleich sehr Bedacht nahm, hatte mich, wie gewöhnlich morgens besucht und dann einem schwer kranken, hoffnungslos darniederliegenden Freunde bis in die Nacht hinein Gesellschaft geleistet und vergnügt zu Abend gespeist; da erfaßte ihn eine jäh verlaufende Krankheit, die Schlundentzündung, infolge deren er bis gegen Morgen schwer mit dem Atem zu kämpfen hatte, weil die Luftröhre sich verengte. So starb er dahin, wenige Stunden nachdem er noch alle Geschäfte und Pflichten eines gesunden kräftigen Menschen erfüllt hatte. Er, der zu Wasser und zu Lande sein Geld umtrieb, und um jede Erwerbsart zu probieren, auch öffentliche Geschäfte übernommen hatte, er wurde so dahingerafft, während alle seine Angelegenheiten glänzend standen und seine Gelder sich riesig vermehrten.

„Jetzt Meliböus, Birnen gepropft, jetzt Reben gepflanzet!"*)

Wie thöricht ist es, Pläne zu machen auf das ganze Leben hinaus, da wir doch nicht einmal Herren des morgenden Tages sind. Wie unsinnig ist es, mit weitaussehenden Entwürfen sich zu tragen: „ich will kaufen, bauen, ausleihen, eintreiben, Ämter bekleiden und dann als Greis, wenn ich satt und müde bin, es mir wohl sein lassen."**)

Glaube mir, auch die Glücklichsten haben nichts sicher. Von der Zukunft darf man sich gar nichts versprechen; was man schon in der Hand hat, entschlüpft wieder, und die Stunde, die wir festhalten wollen, schneidet ein Zufall ab. Die Zeit rollt dahin nach einem festen Gesetze, das wir

---

*) Vergilius, Eclogen I, 74. Ironisch! —

**) Bibelkundige Leser werden sich an Luc. 12, 16 ff. erinnern: „Du Narr! diese Nacht wird man deine Seele von dir fordern —" 2c.

nicht kennen, und was hilft's, daß dieses Gesetz an sich ein sicheres ist, wenn es für mich unsicher ist? — Wir planen weite Seereisen und späte Rückkehr ins Vaterland, nachdem wir überall herumgefahren; wir dienen im Heere und denken an den langsam kommenden Lohn für Felddienst, an Geschäfte, Ämter, Vorrücken — und siehe da, der Tod steht neben uns! Weil wir aber an ihn immer nur denken, als ob er uns nichts anginge, darum werden uns zuweilen Beispiele der Sterblichkeit vorgeführt, die jedoch nicht länger haften, als unsere Verwunderung. Was ist thörichter, als sich darüber verwundern, daß etwas einmal geschieht, was jederzeit geschehen kann. Es steht für uns ein Ziel fest, da wo die unerbittliche Notwendigkeit es fixiert hat, aber kein Mensch weiß, wie nahe er demselben ist. Darum muß man so leben, als ob das Ende nahe wäre, nichts aufschieben, täglich gleichsam die Bilanz des Lebens ziehen. Der größte Fehler im Leben ist, daß man nie fertig ist, daß immer noch etwas hinausgeschoben wird. Wer an sein Leben jeden Tag die letzte Hand anlegt, der ist erhaben über die Zeit. Ist man noch abhängig von der Zeit, so ist man in Sorgen und die Gier nach der Zukunft verzehrt die Seele. Nichts macht elender, als das Sorgen um den Verlauf der Zukunft. Man ängstigt sich unsäglich ab mit dem Gedanken, wie und wie lange man noch leben werde. Wie kann man solcher Unruhe entgehen? Nur dadurch, daß man nicht immer hinausstrebt in die Zukunft, sondern sich auf sich selbst concentriert. Wer die Gegenwart nicht zu nutzen weiß, der hängt immer von der Zukunft ab. Hat man aber entrichtet, was man sich selbst schuldig ist, ist man fest geworden und weiß man, daß kein Unterschied ist zwischen einem Tag und einem Jahrhundert, dann kann man von dieser Höhe aus ruhig hinblicken auf das, was kommen wird, und lächelnd denken an den Strom der Zeit. Wie könnte die Mannigfaltig-

keit und Veränderung zufälliger Dinge Dich beunruhigen, wenn Du gesichert bist gegenüber von dem Ungewissen? Darum eile zu leben, lieber Lucilius, und halte jeden Tag für ein ganzes Leben. Wer so gerüstet ist, der kann ruhig sein. Denen, die immer in Hoffnung leben, entschlüpft die Gegenwart; sie verfallen einer gewissen Hast und der Todesfurcht, dem größten Übel, das es giebt und das alles übel macht. So konnte ein Mäcenas den schmachvollen Wunsch hegen, nur am Leben bleiben zu dürfen; Gebrechlichkeit, Häßlichkeit, ja selbst die Marter des Kreuzes wollte er dann sich gerne gefallen lassen.

„Laß erlahmen mich an Hand und Fuß und Hüfte,
Gieb einen Höcker, einen Buckel mir,
Schlag mir die Zähne wackelig:
Es ist mir alles recht, wenn ich nur lebe.
Erhalte nur mein Leben mir, ich bitte,
Und müßt' ich schwergequält am Kreuze hängen." —

Er wünscht, was, wenn es käme, den Menschen ganz elend machen würde; er erbittet sich Verlängerung der Qual, nur um zu leben. Schon sehr verächtlich erschiene er mir, wenn er bis zum Kreuze leben wollte; aber er sagt: mache mich lahm, wenn nur noch das Leben in dem gebrochenen wertlosen Körper bleibt; verunstalte mich, wenn ich Ungetüm und Krüppel nur noch etwas Zeit gewinne; hefte mich ans Kreuz und laß mich auf dem spitzigen Pfahle sitzen, es ist der Mühe wert, die Wunden zusammenzudrücken und am Galgen zu hängen, wenn nur das Ende der Qual, was ja beim Leiden das Beste ist, hinausgeschoben wird; ich will alles erdulden, wenn ich nur lebe. Was könnte man diesem Schlimmeres wünschen, als daß die Götter gewähren, was er erbittet? Was begehrt er eigentlich in den angeführten, feigen, schmählichen Versen? Welchen Vertrag geht seine wahnsinnige Furcht ein? Wozu dieses schnöde Betteln um das Leben?

Sollte man glauben, daß ein Vergilius diesem Menschen einst die Verse vorlas:

„Ist denn das Sterben etwas gar so Schlimmes?“

Er wünscht sich die ärgsten Leiden; das Unerträglichste soll verlängert werden; um welchen Preis? um den eines längeren Lebens. Was ist aber für ihn das Leben? Ein langsames Sterben. Kann es einen Menschen geben, der statt eines schnellen Todes lieber unter Qualen dahinsterben, Glied für Glied verderben, unzähligemal tropfenweise die Seele verlieren will? Kann es einen Menschen geben, der, an jenes unheilvolle Holz geschlagen, schon zuvor kraftlos, elend, mit garstigem Höcker auf Schultern und Brust, so daß er ohnehin den Tod sich wünschen sollte, doch ein Leben in die Länge ziehen will, das so reich an Qualen ist? Wer muß nicht eingestehen, daß die Notwendigkeit des Sterbens eine große Wohlthat von Seiten der Natur ist? — Manche sind bereit, noch schlimmere Bedingungen einzugehen: den Freund zu verraten, um länger zu leben, die eigenen Kinder zur Schändung auszuliefern, um dadurch den Anblick des Lichtes zu erkaufen, das Zeuge solcher Verbrechen ist. Weg mit solchem Hängen am Leben! Man muß lernen, daß es ganz einerlei ist, wann man das erleidet, was man einmal doch erleiden muß. Daß man gut lebe, das ist die Hauptsache, nicht daß man lange Zeit lebe; gerade das ist oft das Gute: nicht zu lange!

Hundertundzweiter Brief.

Dein Brief ist mir ungelegen gekommen, denn er unterbrach eine angenehme Gedankenreihe, die ich gerne weiter ausgesponnen hätte. Nun ging mirs, wie einem, der aus einem angenehmen Traume aufgeweckt wird; er ärgert sich, weil ihm ein Vergnügen geraubt wird, das, wenn es auch nichtig ist, doch dieselbe Wirkung thut,

wie ein wirkliches. Mit Genuß dachte ich eben nach über die Ewigkeit der Menschenseele, oder vielmehr ich glaubte daran; denn gerne glaube ich der Ansicht großer Männer, welche diese höchst wünschenswerte Sache als wahrscheinlich in Aussicht stellen, wenn auch nicht beweisen. Ich gab mich dieser großen Hoffnung hin; schon war ich mir selbst eine Last, schon verachtete ich den Rest meines noch nicht gebrochenen Alters, da sich mir die Aussicht auf jene unermeßliche Zeit, auf den Besitz der ganzen Ewigkeit eröffnete. Plötzlich weckte mich Dein Brief auf und der schöne Traum entschwand; doch ich will denselben wieder aufnehmen und weiterspinnen. — — —

Aber nicht das soll meine Aufgabe sein, sophistische Spitzfindigkeiten zu behandeln und die Philosophie von ihrer majestätischen Höhe in Winkel herabzuziehen. Ist es nicht viel besser, auf offenem, geradem Wege zu gehen, als sich Umwege zu bereiten, die man mit großer Beschwerde zurücklegen muß? Jene Disputationen sind ja doch nur Spielereien von Leuten, die einander mit List zu fangen suchen. Wie natürlich ist es dagegen, seinen Geist auszudehnen ins Unendliche. Die menschliche Seele ist groß und edel; sie läßt sich keine anderen Grenzen setzen, als diejenigen, welche sie mit Gott gemeinschaftlich hat. Sie nimmt erstens keinen geringen Ort als Heimat an, nicht Ephesus und nicht Alexandrien, oder sonst eine noch größere und mehr bevölkerte Stadt: der Raum ist ihr Vaterland, der in seinem Ring das Höchste und das Ganze umfaßt, das große Gewölbe, innerhalb dessen Meere und Länder liegen, wo die Luft göttliche und menschliche Regionen trennt und doch zugleich verbindet, wo so viele Wesen der Rolle gewärtig sind, die ihnen zukommt. Fürs zweite läßt sie sich nicht eine kurz bemessene Reihe von Jahren zumessen: alle Zeiten gehören mir, spricht sie; kein Jahrhundert ist für einen großen Geist verschlossen,

keine Zeit ist unzugänglich für das Denken. Wenn der Tag kommt, welcher diesen Leib, in welchem Göttliches und Menschliches beieinander ist, auflöst, so lasse ich den Körper da zurück, wo ich ihn bekam, mich selbst aber gebe ich den Göttern zurück. Zwar bin ich auch jetzt nicht ferne von ihnen, aber die irdische Schwere hält mich gefangen. Das jetzige sterbliche Leben ist nur ein Vorspiel eines längeren, besseren. Neun Monate werden wir im Mutterleib ausgebildet für den Aufenthaltsort, in welchen wir übergeführt werden, sobald wir im stande sind zu atmen und die freie Luft zu ertragen; ebenso reifen wir in der Zeit von der Kindheit bis zum Greisenalter heran für eine andere Geburt. Ein neuer Anfang, neue Zustände erwarten uns. Für jetzt können wir den Himmel nur erst aus der Ferne ertragen. So blicke denn mutig hinaus auf jene entscheidungsvolle Stunde; sie ist nur für den Leib die letzte, für die Seele nicht. Was um Dich herum sich vorfindet, das betrachte wie das Gerät eines Gasthauses; Du mußt weiterziehen. Nackt sind wir auf die Welt gekommen, nackt werden wir wieder dahin fahren.*) Man darf nicht mehr hinausnehmen, als man hereingebracht hat; ja sogar von dem, was man mitgebracht hat, muß man einen großen Teil zurücklassen. Die Haut, unsere oberste Hülle, wird uns genommen, desgleichen das Fleisch und das Blut, welches dasselbe durchzieht, auch die Knochen und die Sehnen, welche den flüssigen und weichen Teilen Halt geben. Der Tag, den man fürchtet, als sei es der letzte, ist der Geburtstag der Ewigkeit. Wirf hin die Last, was zögerst Du? Hast Du nicht auch früher den Leib, in welchem Du gebildet wurdest, verlassen und heraustreten müssen? Du zauderst und widerstrebst? Auch damals wurdest Du von der Mutter gewaltsam ausgestoßen.

*) Hiob 1, 21.

Du seufzest und weinst? Das thun auch die Neugeborenen. Es ist ihnen nicht übel zu nehmen; sie wissen noch gar nichts von der Außenwelt. Aus dem weichen warmen mütterlichen Schoß entlassen, weht sie zunächst eine scharfe Luft an; dann ist die Berührung harter Hände unangenehm; zart und aller Dinge unkundig werden sie betäubt durch all das Neue. Jetzt ist es Dir ja aber nichts Neues mehr, das zurückzulassen, was zuvor ein Teil von Dir war; laß fahren dahin! Lege mit Seelenruhe die Glieder ab, die jetzt überflüssig sind und den Leib, den Du lange genug bewohnt hast; er möge zerfallen, begraben und vernichtet werden! Warum darüber sich betrüben? So geht es ja immer: die Hüllen der Neugeborenen gehen zu Grunde. Gehören denn jene Dinge zu Deinem Wesen, daß Du so daran hängst? Nein, Du bist nur mit denselben bedeckt, es ist nur Dein Kleid. Es kommt ein Tag, der Dich von der Hülle frei machen und Dich aus der übeln wüsten Leibesbehausung herausführen wird. Erhebe Dich schon jetzt daraus so viel als möglich; mache Dich frei von allem, was nicht durchaus notwendig ist; trachte schon hier nach Höherem, Erhabenerem! Einst werden die Geheimnisse der Natur Dir aufgeschlossen, das Dunkel wird schwinden, helles Licht von allen Seiten hereinbrechen. Stelle Dir vor, was das für ein Glanz sein wird, wenn die Menge der Gestirne zusammen leuchtet! Kein Schatten wird die Helle trüben, jede Seite des Himmels wird gleichmäßig erglänzen; der Wechsel von Tag und Nacht kommt nur in der untersten Luftschichte vor. „Ich habe im Dunkel gelebt," wirst Du sagen, wenn Du einmal das volle Licht schaust, das Du jetzt durch die enge Spalte der Augen nur matt erblickst und es doch aus so weiter Ferne bewunderst. Wie wird Dir das göttliche Licht erscheinen, wenn Du es an seinem Orte erblickst? Dieser Gedanke duldet in der Seele nichts Schmutziges, Gemeines, Rohes; er sagt uns, daß die Götter Zeugen

seien von allem, nach ihrem Beifall lehrt er uns streben, für sie uns bilden und die Ewigkeit stets im Gedächtnis behalten. Wer sie geistig erfaßt hat, der fürchtet kein Heer von Feinden, den erschreckt kein Schall der Trompete, keine Drohung. Wer auf den Tod seine Hoffnung setzt, der fürchtet nichts; ist ja selbst derjenige darauf bedacht, auch nach dem Tode noch Nutzen zu stiften, welcher glaubt, die Seele bestehe nur, solange sie im Leibe sei, und löse sich sogleich auf, wenn dieser sterbe. Ist der Gestorbene auch den Augen entrückt, „immer umschwebt doch den Geist die reiche Tugend des Mannes und der Ruhm des Geschlechts." (Verg.) Bedenke, welchen Nutzen gute Beispiele stiften, so wirst Du erkennen, daß es ebensogut ist, an einen tüchtigen Mann zu denken, als ihn gegenwärtig bei sich zu haben.

Hundertunddritter Brief.

Was besorgst Du Dinge, die Dir vielleicht begegnen können, vielleicht aber auch nicht? Feuersbrunst meine ich, Einsturz von Gebäuden und was sonst etwa über uns hereinbrechen kann, ohne daß es dabei gerade auf uns abgesehen ist; denke vielmehr an das, was sich gegen uns wendet, um uns zu schädigen, und suche das zu vermeiden. Schiffbruch erleiden, im Gefährt umgeworfen werden u. s. w. das sind zwar schwere, aber doch seltene Unfälle: von Menschen dagegen droht dem Menschen jeden Tag Schlimmes. Hiergegen rüste Dich, darauf richte Dein Augenmerk. Kein Übel ist häufiger, keines hartnäckiger, keines trügerischer. Der Sturm kündigt sich an, ehe er ausbricht, Gebäude krachen, ehe sie einstürzen, eine Feuersbrunst kündigt sich durch Rauch an; das von Menschen herkommende Unheil aber ist ein plötzliches, und je mehr es sich naht, desto mehr wird es geheim gehalten. Du bist im Irrtum, wenn Du den Gesichtern traust, die Dir begegnen; das Gesicht ist das

eines Menschen, die Seele die eines Tiers; nur ist beim Tier der erste Anlauf ungestümer. Nie treibt die Tiere etwas Anderes zum Schädigen, als die Not; ist man ihnen einmal entronnen, so kommen sie nicht wieder. Hunger oder Furcht treibt die Tiere zum Kampf, dem Menschen aber macht es Freude, seinen Nebenmenschen zu ruinieren.*) Bedenke, welche Gefahr vom Menschen droht und was des Menschen Pflicht ist. Sieh auf diesen, daß er Dich nicht verletze und auf jenen, daß Du ihn nicht verletzest. Freue Dich über das Wohlergehen eines jeden, und gewähre Mitleid dem Unglücklichen; vergiß nie, was Du zu leisten und wovor Du Dich zu hüten hast. Damit wirst Du das erreichen, nicht daß Du gar keinen Schaden nimmst, aber daß man Dich nicht betrügt. Ziehe Dich möglichst zur Philosophie zurück; sie wird Dich schützen in ihrem Schoße; in ihrem Heiligtum wirst Du sicher sein, oder doch sicherer. Nur diejenigen stoßen miteinander zusammen, die auf demselben Wege gehen. Aber mache Dich nicht groß mit Deiner Philosophie. Manchen brachte sie Gefahr, weil sie trotzig und keck den Philosophen spielten. Dir wird sie Deine Fehler abthun, andern die ihrigen nicht vorwerfen. Man darf nicht schroff abweichen von der allgemeinen Sitte und nicht alles verdammen, was man selber nicht thut. Man kann ganz in aller Stille ein Philosoph sein; dabei entgeht man jeglicher Anfeindung.

---

*) Gobineau: (des races humaines) „L'homme, l'animal méchant par excellence."

Schopenhauer: (Parerga) „Der Mensch ist im Grunde ein wildes, entsetzliches Tier. Wir kennen es gewöhnlich nur im Zustande der Bändigung und Zähmung, welcher Civilisation heißt, daher erschrecken uns die gelegentlichen Ausbrüche seiner Natur."

Evg. Matthäi 10, v. 17: „Hütet euch vor den Menschen!"

Hundertundfünfter Brief.

Ich will Dir sagen, was Du zu beobachten hast, um einigermaßen sicher zu leben und Du wirst meinen Rat wohl so dankbar annehmen, wie wenn ich Dir sagte, wie Du im Gebiet von Ardea Deine Gesundheit bewahren könnest. Frage Dich, was stachelt den Menschen und treibt ihn, das Verderben seines Mitmenschen zu suchen; Du wirst finden, es ist die Hoffnung, der Neid, der Haß, die Furcht, die Verachtung. — Unter den genannten Affekten ist die Verachtung so sehr das geringste, daß manche sich zu ihrem Schutz darin verborgen haben. Wer jemand verachtet, der tritt zwar auf ihn, geht aber über ihn hinweg, niemand sucht einem Menschen, den er verachtet, beharrlich und absichtlich zu schaden, wie man im Kampf an einem, der am Boden liegt, vorübergeht und nur mit dem kämpft, welcher steht. — Der Hoffnung der Schlechten wirst Du entgehen, wenn Du nichts hast, was die böse Begierde eines andern reizt, wenn Du nichts Ausgezeichnetes Dein nennst; denn Hervorragendes wird begehrt, auch wenn es wenig bekannt ist. — Dem Neide entgehst Du, wenn Du Dich den Blicken der Leute nicht aufdrängst, wenn Du nicht mit Deinen Schätzen prahlst, wenn Du es verstehst, Dich im Stillen zu freuen. — Den Haß, die Folge von Beleidigungen, kannst Du vermeiden, wenn Du niemand reizest ohne Grund, wovon Dich schon der gewöhnliche Menschenverstand abhalten wird. Das hat schon manche in Gefahr gebracht; einige sind schon gehaßt worden ohne eigentlich einen Feind zu haben. — Dagegen, daß man Dich fürchtet, wird Dich ein mittleres Maß von Glücksgütern und sanftes Gemüt schützen, wenn die Leute Dich für einen Mann halten, den man ohne Gefahr beleidigen kann. Es muß leicht sein, mit Dir wieder gut zu werden und zwar auf die Dauer. Gefürchtet werden ist ein lästig Ding, daheim und draußen, von Sklaven

wie von Freien. Schaden zu thun vermag ein jeder. Bedenke auch, daß jeder, der gefürchtet wird, selber in Furcht schwebt; noch nie konnte jemand mit Ruhe fürchterlich sein. — Noch ist die Verachtung übrig. Das Maß derselben hat in seiner Gewalt, wer sich dieselbe absichtlich zuzog, wer freiwillig, nicht aus Notwendigkeit verachtet wird. Das Unangenehme derselben kann gemildert werden durch die edeln Künste und durch Freundschaft mit Männern, die bei Hochgestellten etwas gelten; man thut wohl, an solche sich anzuschließen, nicht aber sich anzuketten, daß die Hilfe nicht teurer zu stehen komme, als die Gefahr. Nichts jedoch wird besser sein, als sich ruhig zu verhalten und wenig mit andern, mehr mit sich selbst zu reden. Es liegt in der Unterhaltung eine einschmeichelnde Süßigkeit, die, wie Rausch und Liebe, Geheimnisse herauslockt. Niemand verschweigt, was er gehört hat, niemand sagt nur so viel weiter, als er hörte. Und wer die Sache nicht verschweigen kann, der wird auch die Person nennen. Jeder hat einen Freund, dem er gern eben das anvertraut, was man ihm anvertraut hat; behütet er auch seine geschwätzige Zunge, sich begnügend mit dem Ohre eines einzigen Menschen, so ist's doch, als hätte er das Geheimnis dem ganzen Volk mitgeteilt, es wird ein allgemeines Gerede daraus. Die beste Garantie der Sicherheit ist, wenn man nichts Unziemendes thut. Wer sich nicht beherrschen kann, führt ein verworrenes unsicheres Leben; er fürchtet so viel, als er schadet und ist nie frei; er ist in Angst, wenn er etwas Böses gethan hat und wird festgehalten; das Gewissen läßt ihn nicht ruhig an etwas Anderes gehen und nötigt ihn immer wieder zur Einkehr bei sich selbst. Wer Strafe erwartet, ist schon gestraft, und wer sie verdient hat, muß sie erwarten. Sicherheit mag bei bösem Gewissen dies oder das gewähren, Ruhe aber nicht. Der Missethäter hält eine Entdeckung immer für möglich, auch wenn dieselbe nicht eintritt; selbst im Schlafe ist er unruhig

und so oft von dem Vergehen irgend eines Menschen die Rede ist, muß er an das seinige denken; nie erscheint es ihm veraltet oder verborgen genug. Er hat zuweilen das Glück, nicht entdeckt zu werden, aber die Gewißheit hat er nie. —

Hundertundsechster Brief.

Es ist mit der Beantwortung Deines Briefes etwas lange angestanden, nicht etwa, weil ich gar zu viel zu thun gehabt hätte — das mußt Du nie als Entschuldigung gelten lassen — ich hatte Zeit, und jedermann hat Zeit, wenn er will. Die Geschäfte laufen niemand nach; wir selber hängen uns an sie und meinen, es sei ein Zeichen von Glück, immer recht beschäftigt zu sein. Der Grund, warum ich Dir Deine Fragen nicht sofort beantwortete, lag in dem Zusammenhang meines Werkes; Du weißt ja, daß ich mich eingehend mit der Moral-philosophie beschäftige und gerne alle Fragen erörtern möchte, welche sich auf dieselbe beziehen. Nun wußte ich nicht recht, ob ich Dich hinausschieben, oder bis die bewußten Fragen an die Reihe kommen, Dir dazwischenhinein dienen solle; es schien mir nun aber freundlicher, einen Mann wie Du, der soweit her ist, nicht hinzuhalten. Darum will ich den gedachten Gegenstand außer dem Zusammenhang behandeln, Dir auch Einschlägiges von selbst zuschicken, ohne daß Du darum nachzusuchen brauchst. Und was denn? Fragen, die mehr zur Unterhaltung dienen, als zum Nutzen, z. B. die von Dir aufgeworfene, ob ein Gut ein Körper sein könne? — Ein Gut nützt, denn es wirkt; was aber wirkt, ist ein Körper. Ein Gut setzt das Gemüt in Bewegung, bildet und hält es fest, was lauter Eigenschaften eines Körpers sind. Güter eines Körpers sind selbst Körper, also auch Güter der Seele, denn auch diese ist ein Körper. Was für den Menschen ein Gut ist, muß notwendig ein Körper sein, da er selbst

körperlich ist. Und was seinen Körper nährt, seine Gesundheit bewahrt und wiederherstellt, muß auch etwas Körperliches sein; somit ist auch ein Gut desselben ein Körper. Du zweifelst wohl nicht, daß auch die Affekte etwas Körperliches sind, (um hier etwas einzuschieben, wonach Du nicht gefragt hast) wie Zorn, Liebe, Traurigkeit. Solltest Du zweifeln, so sieh nur, ob sie nicht unser Aussehen ändern, die Stirne in Falten legen, das Gesicht wieder glätten, Röte hervorrufen oder das Blut zurücktreiben. Wie nun? Kann etwas, das nicht selbst ein Körper ist, einem Körper so deutliche Spuren aufdrücken? Wenn die Affekte etwas Körperliches sind, so sind es auch Seelenkrankheiten, Geiz, Grausamkeit, verhärtete Laster, die unverbesserlich geworden sind; ferner auch das Böse mit allen seinen Unterabteilungen, Bösartigkeit, Neid, Übermut; aber auch das Gute, einmal als Gegenteil von dem Bisherigen, und dann weil es dieselben Anzeichen gewährt. Oder siehst Du nicht, welches Feuer die Tapferkeit dem Auge verleiht, welche Aufmerksamkeit die Klugheit, welche Zurückhaltung und Ruhe die Ehrfurcht, welche Heiterkeit die Freude, welchen Ernst die Strenge, welche Unbefangenheit die Wahrheit hervorbringt? Was die Farbe und das Wesen von Körpern verändert, muß etwas Körperliches sein, da es in jenen eine Herrschaft ausübt. Alle Tugenden aber, die ich anführte, sind Güter, und was von ihnen herkommt. Besteht ein Zweifel darüber, daß das, wovon etwas berührt werden kann, ein Körper ist? Lucretius sagt: „Nur ein Körper kann berühren und berührt werden." Alles das Genannte aber würde den Körper nicht verändern, wenn es ihn nicht berührte, also ist es auch etwas Körperliches. Ferner: was eine solche Kraft hat, daß es antreibt, nötigt, zurückhält oder gebietet, das ist ein Körper. Hält nicht die Furcht zurück? treibt die Kühnheit nicht an? spornt und treibt die Tapferkeit nicht? Die Mäßigung — zügelt sie nicht und ruft zurück? Die

Freude — erhebt sie nicht? Die Traurigkeit — schlägt sie nicht nieder? Kurz: bei allem, was wir thun, gehorchen wir entweder einem Gebot des Bösen oder des Guten; was dem Körper gebietet und ihn zwingt, ist ein Körper. Ein Gut des Körpers ist körperlich; ein Gut des Menschen ist auch ein Gut des Körpers, somit selbst etwas Körperliches.

Nachdem ich nun Deinem Wunsche entsprochen habe, will ich mir selbst sagen, was Dir wohl auf der Zunge liegt: Wir spielen mit Steinchen; wir verwenden viel Scharfsinn auf ganz unnötige Dinge. Dergleichen macht nicht tugendhaft, sondern höchstens gelehrt. Die Weisheit ist etwas viel Klareres und Einfacheres. Zu tugendhafter Gesinnung braucht man nicht viel Wissenschaft. Aber wie alles Übrige, so übertreiben wir auch die Philosophie. Mangel an Maß ist unser Fehler, in allem, auch in der Litteratur; man lernt nur für die Schule, nicht fürs Leben!

Hundertundsiebenter Brief.

Wo ist Deine Klugheit hingekommen, Dein klares Urteil in allem, Deine Größe? Eine solche Kleinigkeit bringt Dich aus der Fassung? Sklaven hielten die Zeit, da Du beschäftigt warst, für geeignet zum durchgehen. Wenn Freunde Dich hintergangen hätten (mögen sie den Namen tragen, den Epicurus ihnen gab) und sich Dir entzögen, so wäre es etwas Anderes, aber es sind ja nur Leute, die Deine Bemühung zu nichte machten, und die Dich als einen Plagegeist anderer Leute ansahen. Das ist nichts so Sonderliches oder Überraschendes. Dadurch sich kränken lassen, ist so lächerlich, als darüber sich beklagen, daß man auf der Straße bespritzt, oder mit Kot befleckt werde. Im Leben geht es eben zu, wie in einem Bade, im Gedränge, auf der Reise. Manches erleidet man absichtlich, anderes zufällig. Das Leben ist keine

Leckerei. Du hast eine weite Reise angetreten; da kommt allerlei vor: man geht fehl, stößt an, fällt, wird müde, ruft den Tod herbei — obwohl es einem damit nicht so ernst ist. Hier läßt man einen Begleiter zurück, da begräbt man einen, dort muß man einen fürchten. Solcherlei Anstöße giebts auf diesem unebenen Wege und man muß eben hindurch! Soll ich darum in den Tod gehen! Nein, man mache sich gefaßt auf alles das? Man bedenke, daß man in eine Welt gekommen ist, in welcher es Gewitter giebt, „wo Trauer und rächende Sorgen ihr Lager haben, wo die bleichen Krankheiten wohnen und das traurige Alter." In solcher Gesellschaft muß man leben. Vermeiden kann man das nicht, aber geringachten kann man es; und das geht um so leichter, wenn man zum voraus daran denkt, daß es so komme. Jedermann geht mutiger dem entgegen, was er schon lange in die Rechnung genommen hat, und stellt seinen Mann auch in schwierigen Lagen, weil er vorher daran dachte; Unerwartetes dagegen erschreckt uns, auch wenn es nichts Wichtiges ist. Nichts soll uns unvermutet kommen, dahin müssen wir's bringen. Alles Neue ist schwer; denkt man aber immer an alles zum voraus, so ist man keinem Übel gegenüber ein Neuling.

Sklaven haben Dich verlassen? Einen andern haben sie geplündert, einen andern in Anklagestand versetzt, einen dritten ermordet, verraten, mit Füßen getreten, mit Gift oder mit allerlei Anschuldigungen verfolgt. Was Du anführen magst: alles ist schon dagewesen. Viele und mancherlei Geschosse werden der Reihe nach auf uns gerichtet; einige sind gerade auf uns gerichtet, andere fliegen aufs Ungefähr und treffen eben uns, wieder andere streifen uns, während es auf andere abgesehen war. Dazu sind wir geboren; wundern wir uns nicht darüber; auch klagen soll niemand, denn derartiges betrifft alle Menschen gleicher-

maßen. Ja alle betrifft dasselbe; auch das Unglück, dem einer entgeht, hätte ihn doch treffen können. Gleiches Recht ist das, was allen gegeben ist, wenn auch nicht alle Gebrauch davon machen. Gleichmut müssen wir uns gebieten und ohne Klage der Sterblichkeit ihren Tribut bezahlen. Im Winter wird es kalt, da muß man frieren; im Sommer kommt die Hitze wieder, da muß man schwitzen; die Ungunst des Himmels ist der Gesundheit schädlich, nun muß man eben krank sein. Auch ein wildes Tier kommt uns möglicherweise in den Weg, oder ein Mensch, gefährlicher als alle wilden Tiere. Manches wird uns das Wasser rauben, anderes das Feuer. Das ist so im Leben und wir können es nicht ändern; eines aber können wir: wir können uns einen hohen Mut aneignen, wie er sich schickt für einen tüchtigen Mann; damit erträgt man alles Zufällige standhaft und stimmt überein mit der Natur. Im Reich der Natur aber ist der Wechsel ein Grundgesetz; auf Regen folgt Sonnenschein; das Meer wallt auf, dann ist es wieder ruhig; die Winde wehen abwechslungsweise; auf die Nacht folgt der Tag; ein Teil des Sternenhimmels geht auf, der andere geht unter; die Ewigkeit beruht auf dem Gegensatz. Diesem Gesetze muß man sich anbequemen und einsehen lernen, daß alles, was geschieht, so hat kommen müssen.*) Die Natur wollen wir nicht korrigieren. Was man nicht ändern kann, nehme man geduldig an; das ist das beste. Gott muß man gehorchen ohne Murren; nach seinem Willen geschieht ja doch alles. Das ist ein schlechter Soldat, der dem Führer murrend folgt. Nehmen wir daher munter und unverdrossen die Befehle an und bleiben wir auf dieser Bahn des herrlichen Werkes, in das

---

*) „Alles was wirklich ist, ist vernünftig; und alles was vernünftig ist, ist wirklich." H.

alles verflochten ist, was uns widerfährt. Wir wollen zu Jupiter, der das ganze All lenkt, betend sprechen mit den schwungvollen Versen unseres Kleanthes, den ich nach des beredten Cicero Vorgang in unser Latein mir zu übersetzen erlaube (gefällt Dir's, so ist's recht; wo nicht, so denke, daß ich Ciceros Beispiel folge):

„Führe mich, Vater und Herr des erhabenen Himmels,
„Führe mich ganz wie Du willst, und laß mich Dir willig gehorchen,
„Hurtig und freudig, denn folgt' ich nicht willig, geschähe es ungern.
„Wer nicht gern will, wird vom Schicksal geschleppt, den Willigen führt es;
„Leiden muß ich unwillig, was ich besser willig ertrage."

So wollen wir sprechen, so wollen wir leben. Das Schicksal finde uns bereit und willig. Wer sich Gott ergiebt, der denkt groß; unedel und entartet ist ein Mensch, der widerstrebt, von der Weltordnung übel denkt und die Götter bessern möchte, statt sich selbst zu bessern.

Hundertundzwölfter Brief.

Wahrlich, ich wünsche mit Dir, daß Dein Freund gebildet und unterrichtet werde, aber es wird schwer halten; die Schwierigkeit besteht darin, daß er zu weichlich ist, blasiert infolge fortgesetzten schlimmen Lebenswandels. Nimm ein Beispiel aus dem Gebiet des Weinbaus: nicht jede Rebe kann man veredeln; ist sie alt und abgezehrt, schwach und dünn, so nimmt sie das Pfropfreis gar nicht an, oder vermag nicht, demselben Saft zuzuführen, es sich zu assimilieren und in seine Natur überzugehen. Darum schneidet man die Rebe gewöhnlich weiter oben ab, damit man, wenn die Operation nicht gelingt, das Glück noch einmal versuchen und sie weiter unten abschneiden und pfropfen kann. Der Mann, von dem Du schreibst

und den Du empfiehlst, ist ein Mensch ohne Saft und Kraft; er hat ein Lasterleben geführt und ist infolge davon welk und hart geworden; man kann ihm die Vernunft nicht mehr einpfropfen, er kann sie nicht ernähren. Aber Du sagst, er wolle das. Glaube ihm nicht! Ich sage nicht, er lüge Dich an; er meint, er wolle es. Das üppige Leben ist ihm zum Ekel geworden, er wird sich aber bald wieder mit demselben aussöhnen. „Aber er sagt, er ärgere sich über sein bisheriges Leben." Zugegeben; wer ärgert sich nicht? Man liebt sein Leben und haßt es daneben. Erst dann kann ich mich über den Mann genauer aussprechen, wenn ich mich überzeugt habe, daß ihm sein üppiges Leben recht verhaßt ist; gegenwärtig hat er sich nur mit demselben überworfen.

Hundertundneunzehnter Brief.

Wenn ich etwas finde, warte ich nicht, bis Du sagst: halbpart; ich sage mir das selber. „Und was hast Du denn gefunden?" höre ich Dich fragen. Öffne Deinen Schoß; es ist ein reicher Gewinn: ich will Dir zeigen, wie Du in kürzester Zeit reich werden kannst; das hörst Du ja gewiß sehr gerne; und mit Recht. Nun wohlan, ich will Dich auf ganz kurzem Weg zu sehr großem Reichtum führen. Aber Du brauchst einen Gläubiger. Um Geschäfte zu machen, muß man Geld aufnehmen. Ich will jedoch nicht, daß Du einen Unterhändler nehmest und daß die Mäkler Deinen Namen im Munde führen. Ich will Dir einen Gläubiger anweisen, der Dir ganz nahe ist, den, welchen Cato empfiehlt, wenn er sagt: „borge, was Dir fehlt, von Dir selbst." So wenig es sein mag, es genügt, wenn wir das, was uns fehlt, bei uns selbst entlehnen. Ob Du nicht entbehrest, oder habest, das ist kein Unterschied, lieber Lucilius. In beiden Fällen ist das die Hauptsache: Du wirst von nichts geplagt. Ich verlange nicht, daß Du der Natur etwas versagest;

sie ist hartnäckig, läßt sich nicht besiegen und fordert ihr Recht. Was aber über die Natur hinausgeht, das ist Zugabe, nicht notwendig. Habe ich Hunger, so muß ich essen; ob ich Schwarzbrot esse, oder Weizenbrot, das berührt die Natur nicht; sie verlangt nicht, daß dem Magen geschmeichelt werde, er soll nur genug bekommen. Ebenso ist es, wenn ich Durst habe, der Natur einerlei, ob ich denselben mit gewöhnlichem Wasser stille, das man aus dem nächsten Teiche schöpfte, oder mit Wasser, das mit Eis umgeben war, um dadurch frischer gemacht zu werden. Die Natur verlangt nur, daß der Durst gestillt werde; ob das geschehe aus goldenem, krystallenem, oder myrrhinischem Becher, aus einem Kelch aus Tibur, oder aus der hohlen Hand, das ist einerlei. Sieh bei allem auf den Zweck und laß Unnötiges weg. Mahnt mich der Hunger, so wird er mir auch sagen, nach was ich greifen soll: zum nächsten besten; dem, der Hunger hat, ist jede Speise erwünscht.

Fragst Du nun, was mir denn Freude gemacht habe? Der treffliche Spruch: „Der Weise sucht mit größtem Eifer naturgemäßen Reichtum." — „Du speisest mich aus leerer Schüssel," sagst Du: „was soll mir dieser Gemeinplatz? Ich hatte schon meine Geldkörbe gerüstet; ich schaute mich um, in welches Meer ich von Dir hinausgesandt würde, um Geschäfte zu machen, welchen Staatspacht ich übernehmen, welche Waren ich anschaffen soll. Wenn man jemand Reichtum verspricht und lehrt ihn die Armut, das ist Betrug!" Ist denn aber der arm, dem nichts fehlt? Meinst Du? „Das verdankt er seiner Ausdauer, entgegnest Du, nicht dem Glück." Und darum hältst Du ihn nicht für reich, weil sein Reichtum nicht aufhören kann? Was möchtest Du lieber, viel oder genug? Wer viel hat, der begehrt mehr; das ist ein Beweis, daß er noch nicht genug hat; wer genug hat, der hat das Ziel erreicht, an das der Reiche nie kommen

kann. Oder meinst Du, das sei kein Reichtum, weil er nicht aus einer Proscription stammt, weil kein Sohn und keine Gattin wegen dieses Geldes einen Giftmord beging, weil er im Kriege sicher ist und in Friedenszeiten keine Sorgen macht, weil sein Besitz nicht gefährlich und seine Verwaltung nicht mühsam ist? Oder hat der zu wenig, der nicht friert, nicht hungert, nicht dürstet? Jupiter selbst hat nicht mehr.*) Genug ist nicht zu wenig, und was nicht genug ist, ist nie viel.

Alexander von Macedonien war arm auch nachdem er den Darius und die Inder besiegt hatte, er suchte nach Mehr, durchforschte unbekannte Meere, schickte neue Flotten in den Ocean und wollte sozusagen hinaus, wo die Welt verriegelt ist. (Wir sagen wohl auch: „mit Brettern vernagelt.") Der Mensch hat nicht genug mit dem, was der Natur genügt. Es giebt Leute, die begehren alles und noch einiges dazu. So blind ist der Mensch und so leicht vergißt er, wenn er vorwärts kommt, wie er begonnen hat. Alexander, eben erst nicht unangefochtener Herr eines unbekannten Erdwinkels, bedauert, nachdem er an das Ende der Welt gekommen, daß er nun durch seine eigene Welt heimziehen müsse. — Noch nie hat das Geld einen Menschen wahrhaft reich gemacht; im Gegenteil, einem jeden flößt es immer größere Geldgier ein. Warum? weil der, welcher viel hat, sogleich noch mehr haben kann. Nenne mir irgend einen von denen, deren Namen neben Krösus und Licinius genannt werden; er gebe an, was er besitzt und was er noch hofft: er ist arm,

---

*) Man erzählt von einem französischen Könige des vorigen Jahrhunderts, derselbe habe einmal einen Küchenjungen gefragt, was er für seine Dienste bekomme. Fröhlich habe der Junge geantwortet: gute Kost, Wohnung, Kleider so viel ich brauche. Auf des Königs Entgegnung: „Das ist aber nicht viel" — habe der Knabe erstaunt gefragt: „haben Sie mehr?" — Ein Wort aus Kindermund, geeignet, Nachdenken zu erwecken!

wenn Du mir glaubst; er kann es sein, wenn Du D glaubst. Wer sich aber auf das einrichtet, was die Nat verlangt, der fühlt die Armut nicht und fürchtet sie nich. Damit Du aber erkennest, es sei nicht leicht, sich auf das Maß der Natur zu beschränken, behaupte ich: auch der, von dem wir annahmen, er lebe naturgemäß, und den Du arm nennst, auch der hat noch etwas Überflüssiges. Der Reichtum zieht die Augen des Volks auf sich und blendet dasselbe, wenn viel baares Geld aus einem Hause getragen wird, oder wenn gar das Dach mit Gold überzogen wird, wenn die Dienerschaft ausgezeichnet ist durch Schönheit oder durch prächtige Kleidung. Bei allen diesen Leuten ist das Glück etwas ganz Äußerliches; wer dem Volk und dem Glück entzogen ist, der ist innerlich glücklich. Diejenigen, deren vielbeschäftigte Armut mit Unrecht Reichtum heißt, haben den Reichtum so, wie man sagt, wir haben das Fieber, wenn es uns hat. Umgekehrt sollte man sagen: den hat das Fieber, jenen hat der Reichtum ergriffen. Was man niemand genug sagen kann, das muß ich Dir immer wieder sagen: bemiß alles nach den natürlichen Bedürfnissen, die man umsonst, oder ganz wohlfeil befriedigen kann. Nur mische unter die Bedürfnisse keine Laster. Fragst Du beim Auftragen der Speisen nach der Beschaffenheit des Tisches, des Silbers, nach der Gleichheit und Gewandtheit der Aufwärter? Die Natur verlangt nichts, als die Speise selbst.

Wenn heftiger Durst Dir in der Kehle brennt, fragst Du dann nach goldenen Bechern? Wenn Du Hunger hast, nimmst Du dann nur mit einem Pfau oder mit einer Butte vorlieb? Der Hunger ist nicht anspruchsvoll; er ist zufrieden, wenn er nur gestillt wird; womit das geschieht, das ist einerlei. Das sind Quälereien einer heillosen Üppigkeit; diese sucht, wie sie nach der Sättigung noch hungern, wie sie nicht den Magen fülle, sondern ihn vollstopfe, wie sie den Durst, der durch den ersten Trunk

gestillt ist, wieder hervorrufe. Treffend sagt Horatius, der Durst frage nichts danach, in welchem Becher, oder von welcher schönen Hand das Wasser dargereicht werde. Wenn Du meinst, es komme darauf an, wie das Haar Deines Dieners sei und wie der Becher, den er Dir reicht, so hast Du keinen Durst. Das Gute gab uns die Natur unter anderem, daß bei dem, was notwendig ist, kein Ekel sich zeigt. Bei dem Unnötigen kann man wählen: das eine ist vielleicht nicht anständig, das andere nicht vornehm genug, ein drittes beleidigt das Auge. Der Weltschöpfer, der uns die Gesetze des Lebens vorzeichnete, wollte nicht, daß wir verzärtelt, sondern daß wir wohl seien. Zu unserem Wohlbefinden ist alles bereit; die Gegenstände der Üppigkeit schafft man nur mit Mühe und Plage an. Gebrauchen wir diese große Naturwohlthat und bedenken wir, wie gut für uns gesorgt ist, dadurch, daß uns das was man notwendig braucht, nie entleidet.

Hundertdreiundzwanzigster Brief.

Müde von einer nicht eben langen, aber unbehaglichen Reise, kam ich in tiefer Nacht auf mein Albanum. Da finde ich nichts vor, als mich selber. Ermattet lege ich mich nieder, die Nachlässigkeit des Kochs und des Bäckers möglichst zurechtlegend. Ich sage mir selber, nichts sei beschwerlich, das man leicht nehme, und nichts sei wert, daß man sich ärgere, weil man durch Ärger das Übel ärger mache. Hat mein Bäcker kein Brot, so wird doch wohl der Verwalter, der Hausmeister, der Pächter solches haben. „Aber schlechtes," sagst Du. Warte nur, es wird Dir schon schmecken: der Hunger wird es Dir zu feinem Weizenbrot machen; man darf nur mit dem Essen solange warten, bis er befiehlt. So will ich denn warten und nicht früher essen, als bis ich anfange, gutes Brot zu haben, oder aufhöre, schlechtes zu verschmähen. Man muß sich gewöhnen an Weniges.

Auch dem Reichen und Begüterten treten manche in Ort und Zeit begründete Schwierigkeiten entgegen, die uns das entziehen, was wir von den Göttern erbitten.

Niemand kann alles haben, was er begehrt; aber nicht begehren, was er nicht hat und das fröhlich genießen, was er hat, das kann jeder. Ein wohlgezogener Magen, der sich auch eine Vernachlässigung gefallen läßt, ist ein gut Stück Freiheit. Es macht mir unschätzbares Vergnügen, daß meine Müdigkeit sich bei sich selbst beruhigt. Ich begehre nur Zeit, keine Salben, kein Bad, nichts sonst. Was die Anstrengung verursachte, das heilt die Ruhe wieder. Dieser ganz einfache Genuß ist mir lieber, als ein Festschmaus. Ich habe unerwartet gezeigt, was ich leisten kann und solche Proben sind einfacher und wahrer, als wenn man sich darauf vorbereitet und sich Ausdauer zur Pflicht macht; dabei kommt nicht recht ans Licht, wie stark wir in Wirklichkeit sind. Die Proben aus dem Stegreif sind die sichersten; wenn man Widriges nicht nur ruhig, sondern sogar heiter auffaßt, wenn man nicht schilt und sich nicht erhitzt, wenn man das, was man hätte erhalten sollen, sich ersetzt dadurch, daß man es gar nicht vermißt, und wenn man sich sagt, es fehle einem nichts, wenn man auch nicht gerade alles Gewohnte hat. Wie unnötig manches ist, das sehen wir oft erst, wenn es uns abhanden gekommen ist; man brauchte es eben, weil man es hatte, nicht weil es nötig war. Wie vieles schafft man sich an, nur weil andere es auch haben, weil es sich gewöhnlich vorfindet. Das ist ein Hauptfehler, daß man sich zu viel nach andern richtet, durch den Brauch sich leiten läßt, statt einzig der Vernunft zu folgen. Was wir nicht nachahmen möchten, wenn wenige es thun, das machen wir nach, sobald mehrere es thun, als ob es dann anständiger wäre, wenn es öfter geschieht. So tritt bei uns eine verbreitete Verwirrung an die Stelle dessen,

was recht ist. Allgemein schickt man jetzt auf Reisen numidische Reiter voraus und eine Schar von Läufern; es ist eine Schande, wenn man keine Leute hat, welche die Begegnenden aus dem Wege jagen und die mit Staubwolken ankündigen, es komme da ein großer Herr. Allgemein hat man Maulesel, welche krystallene und murrhinische Gefäße tragen, verziert von berühmten Künstlern; es ist eine Schande, wenn man den Schein erweckt, man habe ein Gepäck, welches das Rütteln wohl ertragen könne. Allgemein müssen die Knaben jetzt mit verhüllten Gesichtern reisen, daß Sonne und Kälte die zarte Haut nicht schädigen; es ist eine Schande, in diesem Zuge einen zu haben, dessen schönes Gesicht zu seiner Erhaltung kein solches Mittel braucht. — Mit allen derartigen Leuten muß man nichts zu schaffen haben; sie sind es, welche die Laster fortpflanzen und von Ort zu Ort tragen. Für die schlimmsten Leute hält man sonst diejenigen, welche Worte zutragen; es giebt aber auch Zuträger von Lastern. Ein Gespräch mit solchen schadet viel; wirkt es auch nicht sogleich, so läßt es doch Keime in der Seele zurück und es entsteht noch nachher ein Übel, auch wenn wir nicht mehr bei jenen Leuten sind. Wie diejenigen, welche aus einem Konzerte kommen, den lieblichen Gesang im Kopfe haben, welcher ernste Gedanken nicht aufkommen läßt, so haftet auch die Rede von Schmeichlern und von Lobrednern des Schlechten noch lange, wenn sie auch nicht mehr gehört wird und es ist nicht leicht, die süßen Töne zu vergessen; sie dauern fort und kommen uns zuzeiten immer wieder in den Sinn.

Darum muß man das Ohr vor bösen Reden verschließen und zwar gleich vor den ersten; haben sie einmal Zugang und Einlaß gefunden, so werden sie dreister. Am Ende kommt's zu Äußerungen wie die folgenden: „Tugend, Philosophie, Gerechtigkeit: ah, bah, das sind Phrasen! Es giebt nur

ein Glück: lustig leben, thun was man will, sein Geld verjubeln; das heißt leben und bedenken, daß man ein Mensch ist. Die Jahre fliehen; unaufhaltsam eilt das Leben dahin. Im Alter sind wir nicht mehr genußfähig; warum schon jetzt philisterhaft leben, wenn die Natur noch das Gegenteil vermag und fordert? Warum durch mäßiges Leben dem Tod zuvorkommen und sich jetzt schon Genüsse versagen, die der Tod noch früh genug einmal raubt? Du hast keine Geliebte und keinen Knaben, auf den eine Geliebte eifersüchtig sein könnte; Du verlässest jeden Tag das Mahl nüchtern und tafelst, als müßtest Du Deinem Vater jeden Tag Rechnung dafür ablegen. Das heißt nicht leben, sondern zusehen wie andere leben. Für den Erben sorgen und sich alles versagen, um durch die große Erbschaft sich aus einem Freund einen Feind zu machen; wie wahnsinnig! Je mehr er bekommt, desto mehr freut er sich über Deinen Tod. Nach den sauertöpfischen grämlichen Leuten, die sich selber Feind sind und alle andern Menschen hofmeistern und in die Zucht nehmen wollen, fragt man keinen Pfifferling! Sei gescheit: ein lustiges Leben ist besser, als ein guter Name!"*) —

Solche Stimmen muß man ebenso fliehen, wie jene, denen gegenüber Ulysses sich anbinden ließ, um glücklich vorüber zu kommen. Sie stiften ebensoviel Schaden: sie ziehen ab vom Vaterlande, von den Eltern, den Freunden, der Tugend, und stoßen den Armen in ein schändliches Leben noch schändlicher hinein. Wie viel besser ist es, auf dem rechten Wege zu bleiben, um dahin zu gelangen, daß man nur das Sittlichgute begeh-

---

*) Man vergleiche das alttestamentliche apokryphische Buch „Weisheit" Kap. 2, 1 ff: „Es ist ein kurz und mühselig Ding um unser Leben. — Lasset uns wohlleben, dieweil es da ist und unsers Leibs brauchen, dieweil er jung ist! Wir wollen uns mit dem besten Wein füllen, Salben und Maiblumen nicht vergessen und Kränze tragen von jungen Rosen, ehe sie welk werden" 2c. —

renswert findet. Dahin kann man gelangen, wenn man bedenkt, daß die einen Dinge uns anlocken, die andern uns abschrecken. Geld, Genuß, Schönheit, Ehrenstellen und andere schmeichelhafte lachende Dinge locken; Anstrengung, Tod, Schmerz, Schande, dürftiges Leben, schrecken ab. Nun muß man es dahinbringen, daß man jene Dinge nicht begehrt und diese nicht fürchtet; was uns lockt, von dem müssen wir uns zurückziehen; was uns widrig scheint, auf das müssen wir losgehen. Du weißt, wie verschieden die Haltung der Ansteigenden und der Absteigenden ist; wer bergab geht, der beugt den Leib zurück, wer bergauf geht, beugt ihn vor. Denn, lieber Lucilius, beim Bergabgehen den Schwerpunkt nach vorn verlegen und beim Bergaufgehen nach hinten, das hieße ja den Übelstand verschlimmern. Zu den Genüssen steigt man herab, zu Widrigem und Schwerem hinan; dort muß man sich zurückhalten, hier anspornen. Meinst Du nun, ich wolle sagen, nur diejenigen Leute seien verderbenbringend für unser Ohr, welche die Genüsse preisen und dagegen die Furcht vor Schmerz uns als etwas an sich gar Schlimmes darstellen? Nein, ich bin der Ansicht, daß auch diejenigen uns schaden, die uns unter dem Schein der stoischen Lehre zu Lastern zu bringen suchen. Sie sagen, nur der Weise und Gelehrte sei auch ein richtiger Liebhaber, nur er verstehe es, recht mitzuschmausen und mitzutrinken u. s. w. Wir wollen griechischem Leichtsinn nicht unser Ohr leihen, sondern lieber den Sprüchen: „Gut wird man nicht von selber; die sittliche Tüchtigkeit muß erworben werden. Das Genußleben ist etwas Niedriges, Gemeines, Geringzuachtendes; wir haben das gemein mit den unvernünftigen Tieren; sie alle, bis herab zum kleinsten und geringsten sind gierig darauf aus. Der Ruhm ist etwas Eitles, Veränderliches, wechselnder als der Wind. Dürftigkeit schadet höchstens dem, der ihr

widerstrebt. Der Tod ist kein Übel. Willst Du über ihn klagen? Er allein gewährt dem ganzen Menschengeschlecht gleiches Recht. Falscher Glaube und thörichte Verblendung ist es, fürchten, wen man lieben sollte, und beleidigen, wen man zu verehren hat; denn ob man die Götter leugnet, oder sie beleidigt, das kommt auf eines hinaus."

Diese Lehren muß man annehmen, ja auswendig lernen. Die Philosophie darf dem Laster keine Entschuldigungen darreichen. Wenn ein Patient sich von seinem Arzte Unmäßigkeit anempfehlen läßt, so darf ein solcher nicht hoffen, zu genesen.

Ende.

Register.

Römische und griechische
Classiker
in guten deutschen Uebersetzungen erschienen in Reclam's Universal-Bibliothek:

Aeschylos, Agamemnon. Deutsch von W. v. Humboldt. 20 Pf.

Aischylos. Deutsch von Wolzogen. Inhalt: I. Der gefesselte Prometheus. — II. Die Perser. — III. Die Sieben gegen Theben. — IV. Die Schutzflehenden. — V. Agamemnon. — VI. Todtenopfer. VII. Eumeniden. à Bd. 20 Pf. Vollständig in 1 Bd. geb. 1 M. 50 Pf.

Anakreon. Dtsch. v. Junghans. 20 Pf.

Anthologie, Griechische. Auswahl von Fr. Jacobs. Herausgeg. v. E. Boesel. 80 Pf. — Geb. 1 M. 20 Pf.

Apulejus, Amor und Psyche. Dtsch. v. R. Jachmann. 20 Pf.

Aristophanes, Die Acharner. 20 Pf. — Die Frösche. 20 Pf. — Die Vögel. 20 Pf.

Aristoteles, Die Poetik. Uebersetzt und erläutert v. H. Stich. 20 Pf. Geb. 60 Pf.

Cäsar, Bürgerkrieg. 40 Pf. — Gallische Krieg. 60 Pf.

Cicero, Ausgewählte Reden. 5 Bände. à Band 20 Pf. Deutsch von Dr. Max Oberbreyer: I. Rede für Sextus Roscius. Rede für die Manilische Bill. — II. Rede für Titus Annius Milo. Rede für Quintus Ligarius. Rede für den König Dejotarus. — III. Vier Reden gegen Catilina. Rede für L. Murena. — IV. Rede für den Dichter Archias. Rede für Sulla. — V. Erste und zweite Philippische Rede. Dtsch. v. Dr. Rähse.

Cicero, Drei Bücher über die Pflichten an seinen Sohn Marcus. Dtsch. v. Fr. Richter. 40 Pf. — Cato der Aeltere. 20 Pf. — Lälius. 20 Pf. Dtsch von Dr. Oberbreyer. — Scipio's Traum. Deutsch von Edm. Boesel. 20 Pf.

Demosthenes' Olynthische Reden. 20 Pf. — Philippische Reden. 20 Pf. — Rede für die Krone. 20 Pf. Deutsch von Dr. Max Oberbreyer.

Epiktet, Handbüchlein der Moral. Nebst anderen Bruchstücken der Philosophie Epiktets. Uebers. v. H. Stich. 20 Pf. — Geb. 60 Pf.

Euripides, Alkestis. Dtsch. v. Bernstädt. 20 Pf. — Die Bakchantinnen. Deutsch von Wolzogen. 20 Pf. — Hekabe. Dtsch. v. F. Tiro. 20 Pf. — Iphigenie in Tauris. Deutsch v. P. Martin. 20 Pf. — Medea. Dtsch. von P. Martin. 20 Pf.

Herodotos Geschichten. Uebersetzt v. Fr. Lange-Güthling. I. Band: Klio. Euterpe. Thalia. Melpomene. II. Band: Terpsichore. Erato. Polyhymnia. Urania. Kalliope. à Bd. 60 Pf. — In 2 Bänden geb. 2 M.

Homer's Werke. Dtsch. v. J. H. Voß. 1. Ilias. 60 Pf. 2. Odyssee. 60 Pf. Beide Theile in 1 Bd. geb. 1 M. 50.

— Froschmäusekrieg. Deutsch von Dr. Oberbreyer. 20 Pf.

Horaz Werke von Joh. Heinr. Voß. 40 Pf. — Geb. 80 Pf.

Isokrates' Panegyrikus. Uebers. von Dr. Otto Güthling. 20 Pf.

Livius, Römische Geschichte. Uebers. v. Prof. Heusinger-Güth-

ling. 4 Bde. à Bd. 1 M. — Geb. à Band 1 M. 50 Pf.

Lucians ausgew. Schriften. Dtsch. v. Dr. Max Oberbreyer. 40 Pf.

Lykurgs Rede gegen Leokrates. Dtsch. v. Dr. O. Güthling. 20 Pf.

Marc Aurels Selbstbetrachtungen. Dtsch. von Dr. Albert Wittstock. 40 Pf.

Martial's Gedichte. 20 Pf. — Geb. 60 Pf.

Musäos' des Grammatikers Hero und Leander. Griechisches Epos. Eingeleitet u. übersetzt v. R. Ed. Ottmann. 20 Pf. — Geb. 60 Pf.

Nepos' Biographieen ausgezeichneter Feldherren. Dtsch. von Dr. Oberbreyer. 40 Pf.

Ovid, Heroiden. Dtsch. v. Dr. A. Wolff. 40 Pf. — Geb. 80 Pf.

— Verwandlungen von J. H. Voß. 40 Pf. — Geb. 80 Pf.

Phädrus, Aesopische Fabeln. Dtsch. von Fr. Rückert. 20 Pf.

Platon. Dtsch. v. Dr. Oberbreyer: Apologie und Kriton. 20 Pf. — Gastmahl oder Gespräch über die Liebe. 20 Pf. — Phädon oder Gespräch über die Seele. 20 Pf. — Dtsch. v. Dr. Güthling: Gorgias. 20 Pf. — Laches oder Von der Tapferkeit. 20 Pf. — Protagoras oder die Sophisteneinkehr. 20 Pf.

Plautus, T. M., Der Bramarbas. (Miles gloriosus.) Lustspiel. Dtsch. von H. Schlager. 20 Pf.

— Der Dreigroschentag. Lustspiel. Dtsch. v. E. Koch. 20 Pf.

Plutarchs vergleichende Lebensbeschreibungen. Uebers. von Kaltwasser-Güthling. 12 Bde. à 40 Pf.

Properz, Elegieen. Von K. L. v. Knebel. 20 Pf. — Geb. 60 Pf.

Sallust, Der Jugurthinische Krieg. Dtsch. v. Dr. Oberbreyer. 20 Pf.

— Verschwörung Catilina's. Dtsch. v. Dr. Oberbreyer. 20 Pf.

Seneca's ausgew. Schriften. 60 Pf. Geb. 1 M. — Fünfzig ausgewählte Briefe an Lucilius. 40 Pf. — Geb. 80 Pf.

Sophokles, Uebers. v. G. Thudichum. Inhalt: I. König Oedipus. II. Oedipus in Kolonos. III. Antigone. IV. Trachinierinnen. V. Aias. VI. Philoktetes. VII. Elektra. à Bd. 20 Pf. — Vollständig in 1 Band gebunden 1 M. 50 Pf.

Tacitus, Die Germania. 20 Pf.

— Leben des Agricola. Deutsch von Dr. Max Oberbreyer. 20 Pf.

Terenz, Eunuch. 20 Pf. — Phormio. 20 Pf. Nach Köpke's Uebersetzung von Dr. Otto Güthling.

Theophrast's Charakterbilder. Dtsch. v. Dr. M. Oberbreyer. 20 Pf.

Thukydides, Geschichte des Peloponnesischen Krieges. Herausg. v. Dr. Güthling. 1 M. 20 Pf.

Tibulls Elegieen. In das Deutsche übersetzt v. A. Bernstädt. 20 Pf.

Vergils Aeneide v. Joh. H. Voß. Herausgegeben von Dr. Güthling. 40 Pf. — Geb. 80 Pf.

— Ländliche Gedichte. Von J. H. Voß. Herausgegeben von Dr. Güthling. 20 Pf. — Geb. 60 Pf.

Xenophon's Anabasis oder der Zug der Zehntausend. Dtsch. von Dr. Oberbreyer. 40 Pf.

— Erinnerungen an Sokrates. Uebersetzt von Dr. Güthling. 40 Pf. — Geb. 80 Pf.

— Das Gastmahl des Kallias. Deutsch von P. E. Meyer. 20 Pf

Vollständige Verzeichnisse der Universal-Bibliothek sind stets gratis zu haben.

Staatl. Bibliothek

SBB 0134003O7989

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Seneca, Lucius Annaeus

Fünfzig ausgewählte Briefe an Lucilius

Leipzig 1886 ca

Bamberg, Staatsbibliothek -- 30.675
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11827283-5